

James Krüss
DIE GESCHICHTEN DER 101 TAGE

Schaltet die Uhren an. Vergeßt die Zeit. Ich will euch Geschichten erzählen. Wir wollen in der Zeit zurück und vorwärts wandern, Vergangenheit und Gegenwart durchstreifen und manchmal Blicke in die Zukunft tun. Die 101 Geschichten tage meines Lebens, an denen ich Geschichten hörte oder auch erzählte, sie werden euch hier nacherzählt, vom ersten bis zum hundertersten Tag.

Der Ort, an dem ich die Geschichten in die richtige Reihenfolge bringe, ist eine Insel vor der Küste Afrikas. Hier waren einmal, so sagt man, die Glücklichen Inseln. Hier, heißt es, lagen die Gärten der Hesperiden, aus denen Herkules die goldenen Äpfel stahl. Hier war die Zeit stets anders als woanders. Hier lief man noch in Ziegenfellen oder Lendenschurzen, als Herr Kolumbus, reich gekleidet, von diesen Inseln aus Amerika entdeckte. Hier zählt die Zeit nach schönen Augenblicken. Drum haltet eure Uhren an. Vergeßt die Zeit. Ich will euch Geschichten erzählen.

Ich sehe euch, wie ihr euch unter mir, im Tal der Palmen, von allen Seiten her versammelt. Ich sehe euch, wie ihr euch auf die Felsen setzt, erwartungsvoll. Ich sehe euch sitzen mit baumelnden Beinen auf der anderen Seite der Schlucht, in mein Gehäuse auf dem Dache niederblickend mit gespannten Mienen. Auch auf den Mauern und Terrassen meines Hauses sehe ich euch sitzen, und alle Fenster meiner Bücherbude sind für euch geöffnet. Der Tag ist schön. Die Kaktusfeigen blühen. Und wenn ein Dröhnen euch erschreckt, dann ist es nur der Fischmann: Er bläst auf seiner Muschel und zieht weiter.

Wenn aber über dem Tal der Mond aufgeht, schläft ein: Ihr werdet euch in euren eigenen Betten wiederfinden. Doch wollt ihr wiederkommen, dann schlägt die Bücher der 101 Geschichten wieder auf. Dann sitzt ihr wieder unter oder über mir im Tal und auf den Felsen, und heute ist gestern, und gestern ist heute.

Vergeßt die Zeit, die man Geschichte nennt. Taucht ein in die Zeit der Geschichten. Auch ich, der vor euch sitzt, vergesse die Zeit. Ich sitze unter euch, ein müder Reisender, der in Tirol aus seinen Büchern vorgelesen hat, um euch zu erzählen, wie es in den Tagen des Wohlstands war. Kommt mit zur schönsten Stadt der Welt, kommt mit mir nach Venedig und laßt euch die Geschichten des sechzigsten bis sechsundsechzigsten Tages erzählen. Fragt ihr mich

*aber, wer euch in Venedig erwartet, dann findet ihr im Buch die
Antwort; denn ihr lest:*

Timm Thalers Puppen oder Die verkaufte Menschenliebe

Geschichten aus den Tagen des Wohlstands
Vom sechzigsten bis zum
sechsendsechzigsten Tag
erzählt von James Krüss
und mit Bildern versehen von
Rolf Rettich
Otto Maier Ravensburg

VORSPIEL

Es war im Zuge von Verona nach Venedig, in einem schnellen, leisen Zug mit weichen Polstern, in dem ich, in Fahrtrichtung an einem Fenster sitzend, vor mich hindöste. Ich kam von einer Lesereise durch Tirol.

Mir gegenüber, unter einem großen schwarzen Koffer, saß ein Herr mittleren Alters mit verschwommenen Zügen, der eine Sonnenbrille trug. Ich sah ihn wie durch graue Schleier, wenn ich im Halbschlaf dann und wann die Augen öffnete.

Ich war in diesem Zuge unterwegs zu einem pensionierten Kapitän namens Carlos, der an Venedigs Strand, am Lido, leben sollte, mit einer eigenen Yacht vor seiner Tür. Kapitän Carlos, hatte ich erfahren, wußte ein wenig über jene Glücklichen Inseln, nach denen ich seit Jahren auf der Suche war.

Während ich in den Polstern vor mich hindöste, dem pensionierten Kapitän entgegenratternd, begann der Herr mir gegenüber leise zu reden. Ich hörte ihn sagen: »Es lebt sich schön auf einer Yacht. Leute, die schweigen können, können sich auch Yachten leisten.«

Mir war, als hätte ich etwas Ähnliches schon einmal gehört, Jahre vorher, in einer anderen Gegend, doch ebenfalls in einem Zugabteil. Doch konnte ich mich im Halbschlaf nicht erinnern, wo und wann. Es war mir auch nicht wichtig. So döste ich beim eintönigen leisen Rattern weiter vor mich hin, während der Fremde halblaut weitersprach. Ich hörte nur mit halbem Ohre hin, doch ich vernahm es.

»Ein Haus am Meer und eine Yacht dazu«, vernahm ich, »dazu ein Bankkonto, das niemals leer wird, das alles gibt es, wenn man schweigen kann.«

Ich konnte mir beim Dösen keinen Reim auf die Bemerkung machen, und ich tat's auch nicht, vor allem, weil ich jetzt durch etwas anderes abgelenkt wurde: Rechts, nah vorbei an meinem Fenster, überholte uns ein schnellerer Zug.

In das gedämpfte Brausen dieses Zugs hinein sagte der Herr

mir gegenüber, diesmal etwas lauter: »Du solltest dich im Tennisspielen üben, Junge. Ich mach aus dir den größten Champion der Welt. Gib mir dafür...« Das Pfeifen eines Dampfventils übertönte den Rest seines Satzes. Da machte ich, ein bißchen angestrengt, die Augen auf, um den Jungen zu sehen, mit dem der Herr jetzt redete.

Doch gab es gar keinen Jungen im Abteil. Statt dessen sah ich, als ich meinen Kopf zur Seite drehte, im anderen Zuge einen Jungen sitzen. Er saß wie ich in Fahrtrichtung am Fenster. Ein Herr mit Sonnenbrille, der ihm gegenüber saß, redete auf ihn ein.

Da nun der Nebenzug uns überholte, schob der Waggon, in dem der Junge saß, sich langsam vor. Der Junge am Fenster entglitt meinem halbwachen Blick.

Doch plötzlich riß ich weit die Augen auf: Ich sah nun, daß der Junge am Fenster allein im Abteil war. Der Herr, der auf ihn eingeredet hatte, der saß in Wirklichkeit mir gegenüber. Er hatte sich im Fenster des anderen Zuges nur gespiegelt. Jetzt, da er sich dort nicht mehr spiegelte, erkannte ich, daß der fremde Junge allein war. Ich sah's gerade noch, bevor er aus meinem Blick entschwand. Nun wandte ich den Kopf und...

... und ich erschrak. Der Herr mir gegenüber war verschwunden. Er mußte leise wie ein Schatten das Abteil verlassen haben. Auch der große schwarze Koffer war nicht mehr da. Ich murmelte: »Eben hat er sich doch noch im Fenster des anderen Zuges gespiegelt. Und spiegeln kann sich doch nur jemand, der vorhanden ist. Höchst seltsam.«

Am Ende schob ich das verwirrende Erlebnis auf meine Müdigkeit und brummelte: »Traumspiegelei. Was anders sollte es gewesen sein?«

Doch in den nächsten Tagen, die auf diese Zugfahrt folgten, seltsamen Tagen in und um Venedig, sollte ich anders denken über das, was ich im Zug erlebt hatte.

Von jenen seltsamen Tagen will ich erzählen.

DER SECHZIGSTE TAG, AN DEM ICH GEDANKENVERLOREN DIE STADT VENEDIG VERLASSE, DADURCH AN EINEM UNBEKANNTEN STRAND EINEM FREUND BEGEGNE UND EBENFALLS EINEM BARON, DEN ICH BIS DAHIN NUR AUS DER ENTFERNUNG KANNTTE. LÄSST MICH EINE SOZUSAGEN SOMMERLICHE WEIHNACHTSGESCHICHTE HÖREN, BEVOR DER DAMPFER MICH ZURÜCKBRINGT NACH VENEDIG, WO ES AN EINEM TISCH DES MARKUSPLATZES PLÖTZLICH SCHWACH NACH SCHWEFEL RIECHT.



Wenn man vom Teufel spricht, heißt es im Sprichwort, kommt er auch; und wenn man eindringlich an Leute denkt, heißt es, dann trifft man sie.

In meinem Falle stimmten beide Sprichwörter, als ich nach dem Besuch beim Kapitän am Lido so in Gedanken verloren war, daß ich mit einem weißen Dampfer fortfuhr, ohne zu

wissen, wohin der Dampfer mich trug. Erst als es um mich herum Lärm und Bewegung gab, weil alle Fahrgäste das Schiff verließen, bemerkte ich, daß ich an einem Badeort an der Adriaküste war, den ich nicht kannte.

Hier aber traf ich, als ich ausstieg, den, der meine Gedanken so in Anspruch genommen hatte, und als ich mit ihm über jemand anders sprach, war dieser Jemand Anders kurz danach zur Stelle.

Ich ging da zwischen vielen Leuten, die in vielen Sprachen schwatzten, an bunten Kiosken und Speiseeiswagen vorbei, am Ufer entlang, als jemand mir von hinten zurief: »Boy!«

So hatte man mich einst als Kind gerufen und danach nur bei alten Freunden noch. Ich wußte aber gleich, als ich den Namen hörte, daß ich gemeint war. So blieb ich stehen, drehte mich um und sagte zu dem Mann, der auf mich zugelaufen kam: »Tag, Timm.«

»Tag, Boy«, sagte der Mann. »Wieso bist du nicht überrascht? Erstaunt's dich nicht, mich hier zu treffen?«

»Nicht sehr«, sagte ich. »Ich habe nämlich gerade an dich gedacht.«

»Was für ein Zufall, Boy. Aber so was kommt vor. Und wieso hast du gerade an mich gedacht?«

»Weil ich am Lido einen alten Kapitän besucht habe.«

»Und was hat der mit mir zu tun?«

»Gar nichts, Timm. Ich habe ihn nur ein bißchen ausgefragt über die sagenhaften Glücklichen Inseln.«

»Und?«

»Und da hat er mir wirklich einiges darüber erzählt, mich aber dann an einen anderen Kapitän verwiesen. Und dieser Kapitän – und das hat nun mit dir zu tun – der wohnt in Hamburg-Övelgönne.«

»Aha.« Timm warf den Kopf zurück und hob die Hände. Dann wiederholte er: »Aha. Es fiel also das Reizwort Övelgönne. Verständlich, daß du da an mich gedacht hast.«

»Ich war sogar so in Gedanken«, sagte ich, »in Gedanken an dich und an die Geschichte vom verkauften Lachen, daß ich

auf einen falschen Dampfer gestiegen und hierhergefahren bin. Was sagst du dazu?«

»Anziehungskräfte des Bezüglichen«, antwortete Timm ein bißchen rätselhaft. Dann wanderten wir, erfreut, uns getroffen zu haben, langsam die Promenade hinauf.

Und wer nun wissen will, wer dieser Timm wohl ist, dem kann ich's sagen: Timm Thaler ist ein Marionettenspieler. Er macht aus Schnüren, Holz und Farben eine Welt, eine Theaterwelt, die unserer Welt, in der wir leben, ähnelt. Wenn er gewisse Holzkreuze bewegt, an denen lange Fäden hängen, bewegt er auch die Puppen, die an diesen Fäden baumeln. Er selbst steht dann im Dunkeln oberhalb der Bühne. Die Puppen aber sind im Licht. Wer ihnen zuschaut, wenn sie sich bewegen, der ahnt, daß einer da im Dunkeln steht und ihre Fäden ausläßt oder kürzt.

Timm Thaler kannte ich seit vielen Jahren. Auf meiner Heimatinsel Helgoland, im Haus einer gewissen Tante Julie, war er dagegewesen, als wir mit dem Abc gespielt und Verse gereimt und Geschichten erfunden hatten. Später in Leipzig, in einer Druckerei, hatte er mir die Geschichte vom verkauften Lachen erzählt, die Geschichte eines seltsamen Barons und eines Jungen, der Timm Thalers Namen trug. Dann, in Hamburg, Rom und anderswo, hatte er einem Mädchen namens Nele beigestanden gegen den Baron. Und nun, einige Jahre später, begegnete ich ihm wieder, in einem anderen Lande, in Italien, unweit der schönen Stadt Venedig, und er fragte mich: »Wie geht es dir? Wie geht es deiner kleinen Insel? Ist sie wieder aufgebaut? Und was hörst du von Nele?«

So viele Fragen, wie Timm Thaler sie hatte, hatte ich auch. Wir gingen daher in ein kleines rundes Cafe am Ende der Promenade, in dem es kühl war, weil Ventilatoren surrten, und befriedigten hier gegenseitig unsere Neugier. Wir sprachen von den Lebenden und den Toten, von Städten und von Inseln, die wir kannten, und auch von Puppen sprachen wir. Ein Kellner brachte währenddessen Eiskaffee und sagte: »Prego, signori«; ein Pudel, fürchterlich zurechtgestutzt, beroch meine

Sandalen und trollte sich wieder; ein Motorrollerfahrer auf der Promenade vor uns fuhr eine dicke Dame beinahe um, kam aber knapp vor ihr zum Stehen und fuhr sofort mit einem eleganten kleinen Schlenker wieder weiter. Es roch nach Meer, Kaffee und sehr viel Sonnenöl, als Timm mir von seinen Puppen erzählte.

Die Marionetten, die ich nur einmal von seiner Hand geführt gesehen hatte, im Spiel von der Königin, die nicht weinen kann, täten alles, so erzählte mir Timm, vermittelt jener Holzkreuze und Fäden, die er dirigiere. »Die Puppen sind meine Geschöpfe«, sagte er.

»Ihre Bewegungen«, fragte ich, »sind also ganz genau berechenbar?«

»Ja, Boy, sie sind berechenbar, wenn man die Schwerpunkte der Puppen auspendelt. Ich habe aber Menschen aus meinen Puppen gemacht.«

»Wie hast du das gemacht?« fragte ich neugierig.

Timm sog mit einem Strohhalm Eiskaffee aus seinem Glase ein und sagte: »Ich verschiebe bei ihnen die Schwerpunkte ein wenig.«

»Und was entsteht daraus?«

»Bewegungen, die man nicht mehr so genau berechnen kann wie eine Mathematikaufgabe.«

»Sieht das nicht komisch aus, Timm?« fragte ich.

»Ja, manchmal ist das komisch und zum Lachen«, erhielt ich zur Antwort. »Doch oft sieht es auch jammervoll hilflos aus. Dann ist es eher zum Weinen.«

»Und wo und wann, Timm, führst du hierzulande deine Puppen vor?«

»Hier gar nicht und einstweilen nirgends, Boy«, antwortete Timm. »Ich mache Ferien. Und nebenher schreibe ich eine Serie kleiner Stücke für mein Theater.«

»Was werden das für Stücke?« fragte ich.

»Begebenheiten aus der Zeit, als jeder sich für reich hielt«, sagte Timm, »Geschichten aus den fetten Wohlstandsjahren.«

»Geschichten also aus der Zeit, als alle unbesehen alles

kauften«, sagte ich.

»Ja«, sagte Timm, »aus dieser Zeit sind meine Stücke.«

Wir blickten, während wir sprachen, auf die Promenade hinaus. Ein Junge auf einem Fahrrad fuhr gerade vorbei, streifte mit einem flüchtigen Blick die Gäste an den Tischen, trat plötzlich heftig auf die Rückbremse und rief: »Papa!«

Timm Thaler sah auf und rief: »Komm her und setz dich zu uns, Krescho.«

»Ich komme gleich, ich stelle nur das Fahrrad ab«, tönte es zurück. Der Junge, zehnjährig vielleicht, mit braunen Kräuselhaaren, lehnte das Rad hinter rotblühendem Oleander an die Promenadenmauer und kam zu uns herüber. Es war Timm Thalers Sohn Kreschimir, den ich zuletzt gesehen hatte, als er sechs Jahre alt gewesen war.

Der Junge kannte mich aber nur noch dem Namen nach. Ich hatte ja die Geschichte vom verkauften Lachen aufgeschrieben, in der der Held Timm Thaler heißt. Im übrigen schien mir der Junge etwas aufgeregt zu sein.

Als er sich zu uns setzte, fragte ich: »Bist du eigentlich nach Kreschimir aus der Geschichte benannt?«

»Klar«, sagte er. »Sie kennen die Geschichte ja. Sie haben sie ja aufgeschrieben. Wollen Sie nicht eine Fortsetzung schreiben?«

Diesmal war die Aufregung in seiner Stimme unüberhörbar.

»Eine Fortsetzung?« fragte ich und blickte Timm Thaler an. »Ist irgendwas Aufregendes passiert?«

»Nichts, Boy«, sagte Timm Thaler. »Ich spiele an wechselnden Orten noch immer Marionettentheater.«

»Aber der Baron ist hier«, platzte Krescho heraus. Und nun war klar, warum er so aufgeregt war.

Timm aber fragte ganz gelassen: »Der Baron ist hier? Wer hat dir das erzählt?«

»Mein Tennispartner Guido. Der weiß es von seinem älteren Bruder, der zur See fährt. Er trägt noch immer einen karierten Anzug, sagt er, und eine riesengroße Sonnenbrille.«

Timm lächelte. »Er ist mir also wieder einmal nah, der Herr

Baron. Ich habe ihn seit der Geschichte mit Nele ganz aus den Augen verloren. Es scheint, daß er sich hinter den Geschäften neuerdings versteckt. Früher hat er damit geprahlt: So ändern sich die Zeiten.«

Der Kellner kam, weil Krescho ihn gerufen hatte, und der Junge bestellte in gar nicht so üblem Italienisch Vanille- und Schokoladeeis.

Als der Kellner ging, sagte ich zu Timm: »Mir ist der Baron inzwischen zweimal über den Weg gelaufen, bei einer Yachtfahrt zwischen griechischen Inseln und in Aufzeichnungen, die man mir auf der Insel Gran Canaria überreicht hat. Nun scheine ich ihm hier in Venedig schon wieder zu begegnen.«

»Und wieder mit mir zusammen, wie zu der Zeit, als wir Nele geholfen haben«, sagte Timm. Er sagte es gelassen.

Krescho schien es zu wundern, daß sein Vater so gelassen war. »Meinst du nicht, daß dich der Baron beschattet?« fragte er halblaut.

Timm lachte, aber breit und überlegen, nicht mehr so kullernd wie als Kind und junger Mann. »Warum sollte der Baron mich hier beschatten?« fragte er. »Wir haben keinerlei Geschäfte miteinander. Aber ich bin gespannt, ob er sich zeigt. Wenn man vom Teufel spricht, heißt es, dann kommt er auch.«

In diesem Augenblick erschien rechts vor uns auf der Promenade ein hagerer Herr mit einer großen Sonnenbrille. Er trug einen Anzug, den man kariert nennen kann, weil es ein Glencheckanzug war, ein schwarzweißer, dessen sich kreuzende Fäden Karos ergeben.

»Kleidet er sich jetzt wieder so wie früher?« fragte ich verblüfft und sah Timm Thaler an.

Timm blickte nach rechts, nickte und grüßte dann mit einem zweiten Kopfnicken den hageren Herrn, der sonnenbebrillt herübersah und Timm mit einer angedeuteten Verbeugung ebenfalls grüßte. Dann war der Mann sehr rasch zwischen Kiosken und Leuten verschwunden.

Krescho, der vor Aufregung nicht geatmet hatte, stieß nun

den Atem aus und sagte: »Das war er also.«

»Ich sagte ja«, bemerkte Timm und lachte, »wenn man vom Teufel spricht, dann kommt er.«

Es war noch früher Nachmittag, als wir dort saßen. Das Meer war blau, und das Stück Strand, das ich vom Cafe aus sehen konnte, war kaum belebt und lud zum Sonnen ein.

So schlug ich, da ich nicht mehr ruhig auf meinem Stuhle sitzen konnte, den beiden vor, ins Meer zu springen und uns danach im Sand zu sonnen. Die Badehose trug ich schon am Leib, weil ich nach dem Besuch beim Kapitän am Strand Venedigs hatte baden wollen.

Den beiden war mein Vorschlag recht. So ging ich mit Timm zum Strand hinunter, während Krescho zum gemieteten Bungalow radelte, um Badetücher zu holen.

Als Timm und ich dann in Badehosen im warmen Sande lagen, fragte ich: »Meinst du, der Baron ist zufällig hier?«

Timm zuckte mit den Schultern. »Schwer zu sagen, Boy. Die Tage des Wohlstands sind ja jetzt vorüber. Kann sein, daß der Baron sie wiederholen möchte, am liebsten bis in alle Ewigkeit, und daß er böse wird, wenn man den Wohlstand schmäht.«

»Schmäht du den Wohlstand denn in deinen Stücken? Besser als Armut ist er immerhin.«

»Ich zeige, wie der Wohlstand funktioniert«, gab Timm zur Antwort. »Da sieht er nicht so golden und rosa aus wie in den dicken Warenhaus-Katalogen. Irgendwer zahlt ja immer für Wohlstands-Klimbim. Und irgendwer anders verdient sich daran dick und dösig.«

»Dort, wo gehandelt wird, bei Käufern und Verkäufern«, sagte ich, »ist das so üblich.«

»Aber üblich«, sagte Timm, »war leider überall auch der Betrug. Den Kunden übers Ohr zu hauen, galt als schick. Es wurde, meine ich, zuviel geschummelt, zum Vorteil der einen und immer zum Nachteil der anderen, teils wirklich ekelhaft, teils eher harmlos – wie bei dem Fischgeruch mit Meeresblick.«

»Und was ist, bitte, Fischgeruch mit Meeresblick?«

»Eine Begebenheit, aus der ich ein Marionettenstück machen will. Ich erzähl sie dir, falls du sie hören willst, gern, aber erst nachher, wenn Krescho wieder da ist. Jetzt laß uns baden.«

Wir gingen ins Meer und schwammen ein Stück weit hinaus. Das Wasser war klar und hatte keinen Ölgeruch wie am Strand von Venedig, am Lido.

Als wir zurückschwammen, sahen wir Krescho vor uns das Kraulen üben. Aber das Atemholen mit zur Seite gewendetem Kopf beherrschte er noch nicht. Er schien auch nicht sehr ehrgeizig zu sein. Als wir aus dem Wasser stiegen, ging er mit uns hinauf auf den Strand, wo er drei große Badetücher ausgebreitet hatte, auf die wir uns, naß wie wir waren, einfach fallen ließen.

Hier sagte Timm ein bißchen schwärmerisch: »Ah, diese Wonne, auf dem Sand zu liegen, vom Meer erfrischt und in der blanken Sonne. Und das galt unseren Urgroßeltern noch – stellt euch das vor – als Greuel.«

»Dafür will heute alle Welt an Stränden liegen«, sagte ich.

»Ja«, sagte Timm. »Und Strand und Meer und Sonne sind heute auch ein ganz dickes Geschäft.«

Krescho, der auf dem Bauch lag, sagte behaglich und beinahe schnurrend: »Ich habe nichts dagegen. Mir gefällt's.« Dann schloß er die Augen, um in der Sonne zu dösen.

Unweit von uns ließ sich jetzt ein Tourist von nördlicher Blässe nieder, ein dünner Mann mit spitzen Knien, der zu einer grünen Badehose einen rot-weiß gestreiften Pulli trug. Ein messerscharfes Bärtchen saß auf seiner Oberlippe, sein Haar hatte er altmodisch mit Öl oder Pomade frisiert. Ich konnte ihn nicht lange angucken; denn er kaute auf seinen Nägeln. So legte ich mich auf den Bauch, guckte Timm Thaler an und sagte: »Du wolltest uns eine Geschichte erzählen. Jetzt wäre die Gelegenheit dazu.«

»Gut«, sagte Timm. »Krescho ist ja jetzt auch da. Da hört er die Geschichte mit.«

Krescho brummte, ohne den Kopf zu heben, irgend etwas Zustimmendes, und Timm Thaler fuhr fort: »Ich laß das Stück, das ich aus der Begebenheit mache, mit einem Interview beginnen. Und damit soll auch die Geschichte, die ich euch erzähle, beginnen. Hört zu.«

Er legte sich gemütlich mit dem Rücken auf das Badetuch, verschränkte die Hände unter seinem Kopf und erzählte mit geschlossenen Augen ins Blaue hinauf die Geschichte:

**Fischgeruch mit Meeresblick
oder
Man muß doch sozial denken**

In den Tagen des Wohlstands fragte ein bekannter Reporter ein Mädchen mit Zöpfen: »Ist die Reklame von dir?«

»Ja«, sagte das Mädchen, »sie ist von mir.«

»Und wie heißt du?«

»Gabriela Hernandez Schlüter.«

»Bist du mit dem Hoteldirektor Hernandez verwandt?«

»Er ist mein Vater.«

»Und woher sprichst du so gut Deutsch?«

»Weil meine Mutter eine Deutsche ist.«

»Aha.« Der Reporter, ein kräftiger, aber nicht dicker Mann mit feuchten Lippen, die immerfort zu schmatzen schienen, nahm die Ledertasche mit dem Magnetophongerät vom Schoß, stellte sie vorsichtig auf die Marmorplatte des Terrassentisches und sagte, während seine Rechte dem Mädchen das Mikrofon hinhielt und seine Linke das Gerät einschaltete: »Erzähl mir die Geschichte auf Band, Gabriela. Ja?«

Das Mädchen, das aus der Sicht des Reporters vor dem mittagsblauen sonnenbeschienenen Meere saß, nickte und erzählte ohne jede Befangenheit: »Das war so. Als dieses Hotel hier gebaut wurde, da haben drei verschiedene Baufirmen das gemacht. Es sollte nämlich schnell gehen. Wenn dann die eine Firma hott gesagt hat, dann hat die andere hü gesagt. Dadurch kam vieles durcheinander. Und dadurch ist auch das mit den Rohren passiert.«

»Was ist denn mit den Rohren passiert, Gabriela?«

»So ganz genau weiß ich das nicht. Aber jedenfalls kam aus den Entlüftungsröhren in alle Zimmer Fischgeruch.«

»Und woher kam der Fischgeruch?«

»Aus der großen Fischbratküche unten im Hotel«, antwortete Gabriela. »Die Rohre waren irgendwie falsch angeschlossen. Zum Glück hatten wir zu der Zeit noch nicht so viele Gäste. Das Hotel war grad erst frisch eröffnet. Aber die

paar Gäste, die wir hatten, die haben sich erst beschwert und sind dann alle umgezogen in andere Hotels.«

»Konnte man keine Abhilfe schaffen?«

»Das hat mein Vater versucht, aber es hat nichts geholfen. Als er nämlich in der Fischbratküche die Abzugsrohre zugemacht hat, da war das ganze Fischrestaurant voller Qualm. Also mußte er die Rohre wieder aufmachen lassen. Und da roch es in allen Zimmern wieder nach Fisch.«

»Und dann?« fragte der Reporter.

»Dann hat mein Vater den Herrn Köhn, das ist der Besitzer von der Fischbratküche... also den hat er dann gefragt, ob er nicht woanders seine Fische braten könnte. Aber der Herr Köhn hat gesagt, er hat einen Zehn-Jahres-Vertrag, und er denkt nicht im Traum daran, sein Lokal woanders aufzumachen.«

»Aber das mit den Rohren hätte sich doch sicher ändern lassen«, meinte der Reporter.

»Aber nicht so schnell«, sagte Gabriela. »Die Rohre sitzen nämlich in den Wänden drin. Und wir konnten ja nicht überall die Wände aufmeißeln. Es war ja auch schon Wintersaison, und alle Betten waren für die Gäste aus Europa reserviert.«

»Und was geschah dann?«

»Na ja«, sagte Gabriela, »die Gäste sind gekommen und haben in allen Zimmern Fisch gerochen und sich sofort bei ihrer Reisegesellschaft beschwert. Die Reisegesellschaft hat sich dann wieder bei uns beschwert. Als aber der Fischgeruch noch immer nicht weg war, da hat sie ihre Kunden umquartiert. Und da war unser Hotel wieder leer. Und es roch immer noch nach Fisch.«

»Und?«

»Und dann hab ich aus Spaß und Quatsch diese Reklame an die Gartenmauer geschrieben. Mit Teer. In ganz großen Buchstaben.«

»Und was hast du geschrieben?«

»Ich hab geschrieben: Feiern Sie unbeschwerte Weihnachten in unserem Haus. Kein Geschenkezwang. Kein

Christkinds-Geplärre. Kein Stille-Nacht-Gedudel. Kein zähes Truthahnfleisch. Statt dessen: Fischgeruch mit Meeresblick.«

»Und auf diese Reklame kamen tatsächlich Gäste?« Der Reporter hob staunend die Brauen.

Gabriela antwortete: »Sie kamen nicht direkt auf die Reklame. Sie kamen am Heiligen Abend, weil sonst nirgends Betten frei waren.«

Gabriela erzählte dem Reporter nun ausführlich, was an jenem Heiligen Abend geschehen war, und der Reporter nahm es auf Band auf und schrieb's danach mit seiner Schreibmaschine ab. Was er erfahren hat, las sich in seiner Zeitung später so:

Vierundzwanzigster Dezember. Heiliger Abend. Zwei Charterflugzeuge mit je neunundachtzig Gästen schweben nacheinander auf dem Flugplatz von Las Palmas, Gran Canaria, ein. Landung. Ausrollen. Die Türen öffnen sich. Die Treppen rollen aus. Und hundertachtundsiebzig Gäste aus dem eiskalten Europa, Frauen, Männer, Kinder, freuen sich, als ihnen der warme Wind vom Meer entgegenschlägt, auf ein Weihnachtsfest unter Palmen in südlicher Sonne.

Zur gleichen Zeit reden im Flughafengebäude zwei Männer auf eine blonde junge Dame ein. Der eine sagt: »Du mußt uns helfen, Heidi.« Der andere sagt: »Sonst gibt es eine Katastrophe.«

»Aber was soll ich denn tun?« fragt die Reiseleiterin Heidi Krausberg, vierundzwanzig. »Sagt mir, was ich tun soll, und ich tu's.«

»Braves Mädchen«, sagt der schlankere der beiden Männer, Reiseboß Carlos Borns, einunddreißig. Dann erklärt er ihr, was sie tun soll: »Du bittest die Leute freundlich, noch einmal ins Flugzeug zurückzukehren. Dann gehst du nacheinander in jedes Flugzeug hinein und erklärst, daß die Buchungen für diesen Flug ein Irrtum gewesen sind. Es wären leider keine Betten frei. Sie müßten jetzt zurückfliegen nach Deutschland und dort das Weihnachtsfest feiern. Ihr Flug würde aber auf Wunsch für Ostern umgebucht. Dann wünschst du ihnen frohe

Weihnachten, und ab damit.«

Heidi Krausberg starrt ihren Boß mit offenem Mund an. »Ich soll den Leuten sagen, sie müssen zurück?« Sie zeigt auf fröhliche Menschen, die mit Taschen, Schirmen und ausgezogenen Mänteln gerade ins Flugplatzgebäude strömen. »Ich soll denen sagen...?«

Die Reiseleiterin beendet ihre Frage nicht. Sie sinkt ohnmächtig auf den Marmorfußboden nieder. Die Männer geraten in Panik. Weder Boß Borns noch sein Assistent Micky Huß, neunundzwanzig, haben den Schneid, diesen ferienfröhlichen Menschen die Wahrheit ins Gesicht zu sagen. Sie tragen Heidi Krausberg in die Ambulanz und rasen dann in ihr Flughafenbüro.

Zwanzig Minuten später. Die Reisenden haben sich am Laufband versammelt, das die Koffer transportiert. Aber das Band steht still. Kein einziger Koffer ist bis jetzt nach oben befördert worden. Die Leute werden unruhig. Es ist auch kein Reiseleiter zu sehen. Was ist passiert? Warum kommt niemand, um sie aufzuklären? Wo bleiben die Koffer?

Da kommt ein kleiner dicker Rheinländer, der sich auf dem Flughafen umgetan hat, und sagt in unbeirrbarer rheinischer Fröhlichkeit: »Die han käine Betten för ons.«

Keine Betten? Die Unruhe schlägt in Panik um. Alles schreit und redet durcheinander. Keine Betten? Wieso denn keine Betten? Es ist doch, so wird aufgetrumpft, alles schon längst geregelt und bezahlt. In angesehenen deutschen Reisebüros. In Düsseldorf und Köln. In Hamburg und Hannover. In Krefeld, Fulda oder Rothenburg.

Inzwischen laufen im Süden der Insel, wo die Hotels stehen, die Telefone heiß. Fünf, sechs Betten sind vielleicht noch zu haben, im alleräußersten Falle auch acht oder zehn, aber hundertachtundsiebzig Betten, das ist ausgeschlossen.

Und da, als wär's ein Weihnachtsengel, mischt sich ein kleines Mädchen ein in das verfahrenere Spiel: Gabriela Hernandez Schlüter, elf, Tochter eines spanischen Hoteldirektors und einer deutschen Mutter. Sie hebt zufällig

den Hörer ab, als Reiseboß Borns nach Zimmern fragt, obwohl die Gesellschaft, die er vertritt, diesem Hotel vertraglich nicht verbunden ist.

»Könnten Sie uns über Weihnachten und Neujahr wenigstens aushelfen?« fragt er.

Gabriela, das schlaue Kind eines sehr schlaunen Vaters, antwortet: »Wir hätten noch zweihundert Betten frei. Aber wir sind ein ganz besonderes Hotel: Wir bieten Fischgeruch mit Meeresblick.«

»Fischgeruch mit Meeresblick?« Borns jubelt: »Das ist genau das, was die Leute wollen.«

Aber dann macht er eine Pause und fragt mißtrauisch: »Fischgeruch mit Meeresblick? Was soll denn das bedeuten?«

»Es soll bedeuten«, sagte Gabriela, »daß man von allen Zimmern aus das Meer sehen kann. Und der Fischgeruch soll die Gäste davon abhalten, fettes Fleisch zu essen. Das ist in diesem Klima gar nicht gesund. Fisch ist gesünder.«

Reiseboß Borns macht »hm« und murmelt: »Also Fischgeruch. Da könnte es natürlich Beanstandungen geben.«

»Aber das ist doch unsere Attraktion für Weihnachten«, sagt Gabriela. »Unsere Werbung heißt: 'Feiern Sie unbeschwerte Weihnachten in unserem Haus. Kein Geschenkzwang. Kein Christkinds-Geplärre. Kein Stille-Nacht-Gedudel. Kein zähes Truthahnfleisch. Statt dessen: Fischgeruch mit Meeresblick.'«

»Großartig!« Reiseboß Borns ist plötzlich ganz begeistert. »Einfach großartig, mein Kind. Da ist der Fischgeruch ja sinnvoll motiviert. Sind einhundertundachtundsiebzig Betten frei?«

»Ich glaube, ja«, sagt Gabriela. »Warten Sie einen Augenblick. Ich werde meinen Vater rufen.«

Eine Stunde später lesen hundertachtundsiebzig glückliche Menschen, teils laut, teils leise, je nach Temperament: Feiern Sie unbeschwerte Weihnachten in unserem Haus. Kein Geschenkzwang. Kein Christkinds-Geplärre. Kein Stille-Nacht-Gedudel. Kein zähes Truthahnfleisch. Statt dessen:

Fischgeruch mit Meeresblick.

Die Menschen lachen und drängen ins Hotel. Hein Köhn, der Chef der Fischbratküche, zweiundvierzig, macht an diesem Heiligen Abend das Geschäft seines Lebens.

Was beinahe eine Katastrophe geworden wäre, endet schmatzend und lachend bei Seehecht gebraten und Thunfisch gegrillt.

So berichtete der bekannte Reporter in seiner Zeitung und brachte dadurch neue Gäste in das Haus. Der alte Name des Hotels, »Casa Gabriela«, ist inzwischen geändert worden. Es heißt jetzt »Fischgeruch mit Meeresblick«; denn da der Zustrom neuer Gäste gar nicht aufhört und also niemals Zeit ist, hier die Wände aufzumeißeln, steht auch das Rohrsystem noch immer mit der Fischbratküche in Verbindung, und alle Zimmer machen duftende Reklame für Seehecht gebraten und Thunfisch gegrillt.

Als Timm Thaler die Geschichte erzählt hatte und die Augen wieder öffnete, hörte ich ein keckerndes Lachen, nicht unähnlich dem Keckem einer Elster, und eine Stimme sagte: »Gerissen, gerissen!« Es war der bleiche Tourist mit dem rotweißen Pulli, der sprach. Timm Thaler antwortete: »Gewiß, irgendwie war das gerissen, aus einem fehlerhaften Rohrsystem eine Attraktion zu machen. Aber wenn alles zwischen den Menschen nur noch nach Gerissenheit funktioniert, Baron, was gibt denn das für eine Welt?«

Baron? Ich sah Timm fast erschrocken an und blickte dann hinüber zu dem Touristen. Doch der war nicht mehr da. Im Sande saß der hagere Herr im Glencheck-Anzug mit angezogenen spitzen Knien, die große Sonnenbrille vor den Augen, und sagte gerade: »Wissen Sie, unser Fischgeruch-Hotel, Herr Thaler...«

»Ihr Hotel?« unterbrach ihn Timm.

»Ich wollte sagen«, verbesserte sich der Baron, »falls das Hotel das meine wäre, würde ich alles so lassen, wie es ist. Ein bißchen Fischgeruch, das ist doch harmlos. Die Menschheit will nun mal betrogen sein. Und sehen Sie, jene Heilig-Abend-

Gäste, Herr Thaler, die waren sehr glücklich, daß sie Betten hatten. Man muß doch sozial denken.«

»Sozial denken? O Gott, und das aus Ihrem Munde?« Timm Thaler lachte so, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Krescho aber (der, nebenbei, den Touristen nicht gesehen hatte und der nicht wußte, daß der Baron an dessen Stelle saß) sagte: »Vier Wochen Ferien mit Fischgeruch? Igittigitt!« Dann lachte er ein hübsches Bubenlachen, bei dem ich den Baron zusammenzucken und sich dann rasch erheben sah.

»Es war mir ein Vergnügen, Herr Thaler, Ihrer Geschichte zu lauschen«, sagte er. »Sie erzählen nicht übel. Empfehl mich.«

Der hagere Mann verbeugte sich leicht gegen uns und ging dann, schneller, als ich es ihm zugetraut hätte, davon.

Krescho, der ihn zuerst betrachtet hatte, wie man im Zoo ein seltenes Tier begafft, lachte hinter ihm her und sagte: »Du meine Güte, was für ein altmodischer Onkel.« Er verbeugte sich übertrieben steif und öffte das »empfehle mich« des Barons mit hoher Stimme nach.

Dann, da die Sonne unsere Badehosen längst getrocknet hatte, zogen wir uns wieder an, und Timm lud mich in den Bungalow ein, den er gemietet hatte.

Auf dem Wege dorthin, unter dem Schatten von Pinienbäumen, sagte ich: »Der Baron, Timm, scheint tatsächlich deinetwegen hier zu sein.«

»Ja«, sagte Timm. »Mir kommt es auch so vor.«

»Was mag er von dir wollen?«

»Er kann im Augenblick, so scheint's, nicht lachen«, gab mir Timm zur Antwort. »Oder sagen wir's besser so: Er hat im Augenblick kein passendes Lachen zur Hand oder zu Mund. Und da erbittert es ihn, wenn man lacht, und ganz besonders über das, was ihm das Heiligste auf Erden ist, über Geschäfte; denn wer darüber lacht, lacht über ihn.«

»Aber er hat doch selbst gelacht nach der Geschichte«, sagte ich.

»Nein«, sagte Timm, »der Baron hat nicht gelacht. Nur ein

bleicher Tourist hat nach der Geschichte gekeckert.«

»Welcher Tourist denn?« fragte Krescho.

»Ein Bleichgesicht, das hinter uns gesessen hat«, antwortete sein Vater schnell. Und damit Krescho nicht weiterfragen konnte, fragte ich jetzt: »Warum seid ihr beiden Männer eigentlich allein auf Reisen?«

»Weil meine Mutter in Övelgönne unser Marionettentheater ein bißchen herrichtet«, sagte Krescho. »Sie mag nicht gern reisen. Sie sagt immer: »Durchs Fenster sieht man auch sehr viel.««

Kurz darauf waren wir beim Bungalow angekommen, der weiß gekalkt war wie die anderen Bungalows unter den Pinien auch. Hier tranken wir ein wenig Wein, und eine Stunde später brachten die beiden mich zum Molo, von dem der Dampfer nach Venedig abfuhr.

Auf dem Weg dorthin lud ich sie ein, mich in Venedig zu besuchen, und Timm nahm die Einladung an, gleich für den nächsten Tag. Krescho aber sagte, daß er am folgenden Tage Tennis spielen müsse. Das sei fest abgemacht.

Dann kam der kleine weiße Dampfer, und wir verabschiedeten uns voneinander. Timm und Krescho wanderten zu ihrem Bungalow zurück, während ich nachdenklich zurückfuhr nach Venedig.

Da viele Leute auf dem Dampfer waren, stellte ich mich nach vorn an den Bug. Hier lehnte ich mich gerade auf das Holz der Reling, als jemand hinter mir flüsternd sagte: »Aufschreiben sollten Sie diese Geschichte besser nicht. Wir könnten Sie auf Schadenersatz verklagen.«

Ich drehte mich um und sah gerade noch einen rotweiß gestreiften Pulli zwischen Fahrgästen verschwinden. Da murmelte ich: »Ob ich das aufschreibe, Baron, ist meine Sache, nicht Ihre.« Dann lehnte ich mich wieder auf die Reling. Hier blieb ich stehen, während es langsam dunkler wurde, bis vor uns, ganz in strahlendes Licht getaucht, der ausgedehnte Markusplatz erschien, des Markusdoms sattgoldene große Kuppeln oben, das Filigran der Arkaden des

Dogenpalastes unten, die geflügelten Löwen auf den Säulen und hoch und spitz bedacht der rote Glockenturm.

An derselben Anlegestelle, von der ich gedankenverloren den Dampfer bestiegen hatte, verließ ich nun den Dampfer wieder und ließ mich auf jenem menschenwimmelnden Teil des Platzes nieder, der, den Portalen des Domes gegenüber, festlich von Bogengängen umschlossen wird. Hier stehen Tische, an denen man trinkt und sitzt und die Leute betrachtet. An solch einen Tisch setzte auch ich mich nieder und bestellte Wein.

Doch bevor der Wein kam, setzte sich ein Fremder zu mir an den Tisch, ein kleiner, netter, runder Mann um die Fünfzig, der das Amerikanische der Südstaaten sprach und, wie mir schien, ein bißchen angetrunken war.

»Wissen Sie, wer ich bin, Mister?« fragte er in strahlender Laune, als er sich zu mir setzte.

Ich schüttelte den Kopf, worauf er, mit seinem molligen rechten Zeigefinger hin und her wackelnd, erklärte: »Ich bin der berühmte Hasenpfotenverkäufer. Sam Buckhard. Nie von mir gehört?«

»Nein«, sagte ich und schüttelte wieder den Kopf. »Was macht man denn mit Hasenpfoten, Mister Buckhard?«

»Mit Hasenpfoten«, rief er, und sein Zeigefinger wackelte wieder, »mit Hasenpfoten macht man unfruchtbare Frauen fruchtbar.« Er lachte. »Fruchtbar macht man sie damit, so wird's behauptet.«

»Aber sie glauben nicht an die Wirkung von Hasenpfoten?« fragte ich.

»Mein lieber Mann und Mister«, antwortete er fast beleidigt. »Was denken Sie von mir? Ich und an Hasenpfoten glauben? Das wäre ja, als ob eine Hebamme an den Klapperstorch glauben würde, haha! Nein, Mister, ich bin nur ein Hasenpfotenverkäufer. Aber natürlich«, fügte er beflissen hinzu, »verkauf ich nur an Kunden, die an Hasenpfoten glauben, versteht sich. Ich bin ja ein reeller Händler.«

»Leichtgläubigen Leuten Geld aus der Tasche zu ziehen«,

sagte ich, »ist ein uralter Brauch, auch hier in der Stadt Venedig. Aber reell ist das Geschäft natürlich nicht.«

»Nicht wahr?« rief er mit plötzlich höherer Stimme, die auch nicht mehr betrunken klang. »Nicht wahr? Das ist nicht ernsthaft und reell? Das ist nur Spekulieren auf die Dummheit und im Vergleich dazu fast kriminell.«

»Im Vergleich zu was?« Ich sah ihn überrascht an, und dabei verschwammen seine Züge mir seltsam vor den Augen. »Im Vergleich zu was, Sir, ist der Hasenpfoten-Handel fast kriminell?« fragte ich.

Er antwortete, jetzt mit völlig veränderter Stimme: »Im Vergleich, mein Herr, zu dem Hotel mit Fischgeruch, in dem man ja tatsächlich gut bedient wird.«

Ich zuckte, obwohl ich halbwegs schon geahnt hatte, mit wem ich es zu tun hatte, zusammen. Es roch plötzlich ganz leicht nach Schwefel, und ich sagte: »Sie meinen, Baron, das mit den Hasenpfoten wäre unmoralisch, das mit dem Fischgeruch wär's aber nicht, nicht wahr?«

»Vorzüglich formuliert«, sagte der hagere Mann am Tisch und blickte mich durch seine dunkle Brille an. »Und ist es nicht genau so, wie Sie sagen?«

»Je nun, Baron, dem, der an Hasenpfoten glaubt, sind sie vielleicht von Nutzen, während ein Fischgeruch im Zimmer eigentlich niemandem nützt.«

»Aber um Hasenpfoten zu verkaufen, muß man Hasen töten«, entgegnete er verärgert.

»Und so ein Fischgeruch aus einer Fischbratküche«, sagte ich, »der kommt von toten Fischen her, Baron.«

»Pah, Fische, die gibt's tonnenweise!«

Eilig-nervös, ohne logische Entgegnung auf meine Bemerkung, wieselte der Baron zwischen den Tischen davon. Ich sah ihm nach und überlegte, was ihn an dieser lächerlichen Sache mit dem Fischgeruch wohl so erregte; doch kam ich nicht dahinter. Ich dachte nur, als ich ihn wieseln sah: Der Kerl ist eher komisch als gefährlich, mehr ein halbseidener Gockel als ein Mann mit Kopf, mehr Lackaffe als seriöser

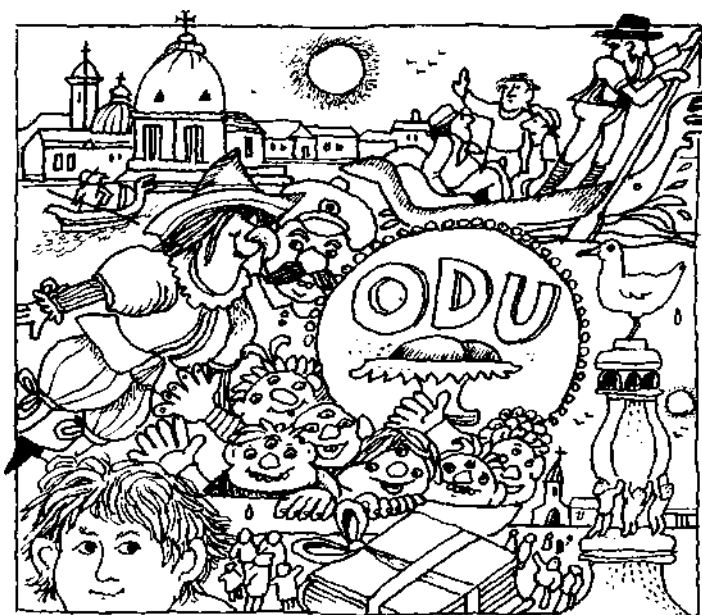
Herr, eine Gummifigur, nach jeder Seite dehnbar, ein Schmierenkomödiant, ein Geck, ein Strizzi, ein Marionettenfratz, der keinen Schwerpunkt hat.

Ich trank ein bißchen ratlos meinen Wein aus, den der Kellner längst gebracht hatte, zahlte meine Zeche im Vorübergehen und ging dann heim in mein Hotel, ein altes Haus mit Stuck und Plüsch und Säulen. Und ohne eine Spur von Fischgeruch.

Hier aber fiel mir vor dem Einschlafen noch ein: »Wenn der Baron mich nicht erpressen kann – ob er sich dann womöglich an Krescho heranmacht?«

Mein Schlaf war unruhig in dieser Nacht.

DER EINUNDSECHZIGSTE TAG, AN DEM ICH MIT TIMM THALER DURCH VENEDIG GONDLE, ZUSAMMEN MIT MONSIEUR EL BAID EINE VERRÜCKTE MÜLLGESCHICHTE HÖRE, MIT TIMM BEIM GASTWIRT PANTALONE UNTER MARIONETTENPUPPEN ESSE UND MIR PANTALONES GESCHICHTE ÜBER EINEN GEWISSEN KAPITÄN SPAVENTA NACHERZÄHLEN LASSE. FÜHRT EINEN WANDELBAREN BARON IN DEN VENEZIANISCHEN GASSEN VOR UND JAGT MIR ANGST EIN UM TIMM THALERS SOHN, ALS DER BARON EINE BEMERKUNG ÜBER IHN MACHT.



Dort, wo die Moseskirche in Venedig ihre reichgeschmückte Vorderseite zeigt, geschmückt mit steinernen Girlanden, Säulen und Figuren, genau dem Hauptportal gegenüber, schaukeln neben einem Brückchen

meist mehrere schwarze Gondeln auf dem Wasser eines kleinen Kanals, den man den Fluß des heiligen Moses nennt.

Zu dieser Stelle ging ich mit Timm Thaler, der Schlag neun Uhr in mein Hotel gekommen war. Wir wollten durch Venedig gondeln.

Seltsamerweise lag nur eine einzige Gondel an der Brücke, als wir kamen, und die war obendrein besetzt. Aber der Mann, der in ihr saß, rief uns, als wir nach einer Gondel Ausschau hielten, zu: »Die anderen Gondeln, meine Herren, sind belegt. Von einer Reisegesellschaft. Darf ich Sie einladen, mit mir zu fahren? Ich langweile mich hier ohnedies so ganz allein. Sie dürfen Ziel und Weg auch selbst bestimmen. Ich will nur gondeln, weiter nichts.«

Mit einer eleganten Bewegung beider Hände lud er uns ein, die Gondel zu besteigen; und nach kurzem Zögern folgten wir, da keine Gondel sonst zu sehen war, der Einladung des Fremden.

Für Leute, die auf so etwas achten, war er nicht ganz korrekt gekleidet und ein bißchen reisefleddrig. »Wohl ein Vertreter«, dachte ich. Das Deutsche sprach er singend aus wie die Franzosen.

Wir dankten ihm, als uns der Gondoliere in das Boot half, worauf er, etwas seltsam lächelnd, fragte, auf welchem Weg wir durch Venedig fahren möchten.

Ich schlug vor, zuerst den Canal Grande hinaufzufahren, das große Fragezeichen aus Wasser, das Venedig durchfließt, und hinter der Rialtobrücke rechts einzubiegen in das Netz der kleinen Kanäle. Der Fremde war mit diesem Plan einverstanden. So übersetzte Timm dem Gondoliere meinen Vorschlag, und bei der sanften Bewegung des langen Ruders, die man im Deutschen Wriggen nennt und die man in Venedig stehend ausführt, glitten wir zwischen hohen Häuserwänden auf dem Kanälchen dahin. Eine einfachere Gondel, die über und über mit Kisten voller Tomaten beladen war, kam uns entgegen. Die beiden Gondolieres grüßten sich. Dann fuhren wir ein in den breiten Canal Grande und bogen hier rechts ab.

Als wir nun, zwischen vielen Lasten- und Touristengondeln und zwischen Dampfern, die hier die Busse ersetzen, leise schaukelnd den Canal Grande hinauffahren, zur Linken die Kirche Santa Maria della Salute, von der das vordere grüne Kuppeldach zu sehen war, gekrönt von einem durchbrochenen Aufsatz, den abermals ein Kuppeldächlein krönt, auf dem eine Marienfigur steht, als wir zur Rechten Gassen, Gärtchen, Katzen und Balkönchen sahen und dann vorbeifuhren an alternden Palästen, vor deren Eingängen Bootspfohlen aus dem Wasser ragen, rot-weiß oder blau-weiß geringelt angestrichen, stellte der Fremde sich als Herr oder Monsieur El Baid vor, Franzose, aber in Algerien aufgewachsen, also mehr Afrikaner als Franzose. Er sei, so sagte er und verbeugte sich wie entschuldigend, bei einer Müll-Verwertungs-Firma angestellt.

Wir stellten uns gleichfalls vor und versicherten, wir hätten gegen Müll-Verwertungs-Firmen gar nichts einzuwenden. Timm sagte sogar: »Ganz im Gegenteil, Monsieur. Wer so aufmerksam lebt, daß nichts bei ihm zu Müll wird, weil alles sinnvoll wiederverwendet wird, der ist hoch achtbar, meine ich.«

»Aber von solchen Leuten könnte unsere Firma nicht leben«, sagte lachend Monsieur El Baid. Wir näherten uns jetzt der Rialto-Brücke mit den Basaren unter den zwölf Bögen, vor denen es von Käufern wimmelte. Monsieur El Baid, der vorn im Bug der Gondel saß, den Rücken in Fahrtrichtung, drehte sich halb zur Brücke um und halb uns zu und sagte: »Sehen Sie sich diese Läden an, diese Basare. Die machen Müll in großem Stil. Hier dreht sich's ja um Geld, um Preise, um Handeln, Feilschen und Gewinn. Wenn hier am Abend die Basare geschlossen werden, meine Herren, bleibt Müll zurück, Abfall, unnütze Reste. Da hat kein Mensch mehr Zeit und Lust, sich darum noch zu kümmern. Und sehen Sie, dagegen hab ich nichts. Denn für den Müll sind wir ja da.«

Timm wollte etwas erwidern; aber zur Rechten ging es jetzt in den Kanal hinein, der Rio di Fontego heißt, und wir mußten dem Gondoliere erklären, daß wir in diesen Kanal

hineinfahren wollten. Ich tat dies auch in meinem kümmerlichen Italienisch, und erst als unsere Gondel hineinglitt in den Kanal, kam Timm wieder zu Wort. Er sagte: »Mir fällt eine Geschichte ein, Monsieur, die von einer Firma wie der Ihren berichtet. Die Geschichte hat sogar mit dieser Stadt zu tun, durch die wir gondeln, mit Venedig. Später will ich ein Stück für Marionetten daraus machen.«

»Dann sollten Sie uns diese Geschichte vielleicht erzählen, Herr...« Monsieur El Baid stockte und fragte: »Herr Thaler, nicht wahr?«

Timm nickte und sagte: »Ich erzähle die Geschichte gern, zumal...«, er schnupperte, »... zumal die Kloake Venedig zu riechen beginnt. Merken Sie's?«

Wir brauchten gar nicht erst zu schnuppen; denn der Kloakengeruch war uns, da es auf dem Canal Grande noch nach Meer gerochen hatte, gleich nach der Einfahrt in den Seitenkanal in die Nase gestiegen.

»Oben Paläste, unten die Kloake«, sagte Timm. Dann erklärte er dem Gondoliere, er möge uns langsam, nach seinem Belieben, durch die Kanäle fahren, da er ausführlich etwas zu berichten habe; und Monsieur El Baid sagte: »Wir hören also eine venezianische Geschichte, erzählt in einer venezianischen Gondel zum Plätschern des Ruders.« Er hob die Augenbrauen und die Hände: »Sehr fein. Tres bien.«

Dann, während wir weich durch die Kanäle glitten, durch hohe enge Häuserschluchten, an Treppen, Bootspfählen und vielen Baikonen vorbei, immer wieder anderen Gondeln begegnend, Lastgondeln oder blumengeschmückten Gondeln mit jungen Pärchen, erzählte uns Timm Thaler die Geschichte:

Der Müll im Juweliengeschäft oder Abfall wird erst durch Rahmen schön

In den Tagen des Wohlstands erschienen in den Fensterauslagen vieler Juweliengeschäfte drei Buchstaben aus Gold auf schwarzem Samt. Unterhalb dieser Buchstaben konnte man ein goldenes Schälchen sehen, in dem eine graubraune Masse lag. Um was es sich bei dieser Masse handelte, war nicht zu erkennen. Die drei Buchstaben aber waren lesbar. Sie lauteten: »ODU«.

Ging jemand nun in ein Juweliengeschäft hinein und fragte, was das zu bedeuten habe, sagte der Juwelier meist achselzuckend, daß es sich um eine Werbung handle. Er werde dafür bezahlt. Was sie bedeute, wisse er noch nicht.

Da diese Werbung fein und teuer war, mutmaßten alle Leute, daß es sich um eine Schmuck-Reklame handle. Doch mutmaßten die Leute falsch.

Als vierzehn Tage später ein erklärender Text zu der Werbung hinzukam, war jeder, der ihn las, erstaunt. Der Text nämlich lautete: »Kein Gold, kein Diamant, keine Juwelen sind so kostbar wie die fruchttragende Erde, gedüngt mit Odu, dem natürlichen Düngemittel, gewonnen aus der jungfräulichen Erde Anatoliens, versetzt mit den erlesensten organischen Bestandteilen.«

Warum für Dünger, der vielen Menschen ja als Dreck gilt, in allerfeinsten Juweliengeschäften geworben wurde, begriff am Anfang niemand. »Ein neuer Werbetrick«, sagten die Leute. Aber worin der Trick bestand, wußten sie nicht. Auch die drei großen Firmen der Kunstdünger-Branche, die Firmen Kalico, Calco und Malco, begriffen nicht, was diese Werbung bezweckte. »Da werben Spinner, die sich schwer verrechnen werden«, sagte der große alte Mann der Kunstdünger-Branche, Tiburtius Schark.

Aber Tiburtius Schark irrte sich wie so viele andere Leute auch. Der merkwürdige Bund, der da geknüpft worden war zwischen Juwelen und Jauche, zwischen Diamanten und Dung, zwischen Mode und Mist oder, wie es ein Herr der Konkurrenz ausdrückte, zwischen Schmuck und Scheiße, der merkwürdige Bund erwies sich als erfolgreich. Diejenigen, die Dünger nötig hatten, die Landwirte nämlich, brachten jetzt von dem Düngerkauf, den sie beim Juwelier getätigt hatten, ihren Frauen goldene Broschen oder silberne Ohrringe mit, Geschenke des Juweliers. Und die Frauen der Juweliere, die natürlich in der Stadt einkauften, bekamen jetzt Tomaten, Bohnen oder Speck, Geschenke der Dünger kaufenden Leute vom Lande, die ihnen besser schmeckten als die Lebensmittel aus der Stadt.

Der seltsame Bund zwischen Mode und Mist war erfolgreich, und das hatte der Hersteller des neuen Düngemittels Odu, eine gemischte Firmengruppe aus Europa und Kleinasien, beabsichtigt. Ein Mitglied des Verwaltungsrates, ein gewisser Baron L. von unbestimmter Nationalität, hatte in der entscheidenden Sitzung erklärt: »Was wir verkaufen wollen, meine Herren, das ist Dreck. Sehen Sie sich an, was wir aus Anatolien importieren: Dreck. Nichts hebt ihn ab von anderem Dreck ringsum, wenn er in Anatolien herumliegt. Aber in Gold gebettet und mit goldenen Lettern als »jungfräuliche Erde Anatoliens« angeboten, als Mittel, das die Erde fruchtbar macht, das die goldschimmernden Orangen reifen läßt und bläuliche Oliven, kurz, vorgeführt als das, was es bewirkt, wirkt unser Dreck kostbarer noch als Gold. Wenn Sie mich fragen: Müll im Juweliergeschäft – denn wie Sie wissen, werden wir auch Müll verwenden – wenn sie mich fragen: Müll im Juweliergeschäft, dann antworte ich: Ja, Müll im Juweliergeschäft! Abfall – das sollte überall bekannt sein – , Abfall wird erst durch Rahmen schön. Ich rate zu der vorgeschlagenen Allianz mit dem Juwelenhandel. Sie werden sehen, daß beide Seiten davon profitieren.«

Und beide Seiten profitierten wirklich davon. Das Geschäft

mit Odu-Dünger wurde so erfolgreich, daß kein Geringerer als Tiburtius Schark, der große alte Mann der Kunstdünger-Branche, sich einen Herrn der Detektivagentur Meyer-Stromberg kommen ließ und ihn beauftragte, die Firma Odu-Dünger zu beschatten.

»Was die jungfräuliche Erde Anatoliens angeht«, sagte Tiburtius Schark zu dem Herrn, »so wissen wir, um was es sich dabei handelt. Sie kommt zwar nicht direkt aus Anatolien, doch aus der Nähe. Sie ist auch eigentlich nicht Erde, sondern eher Kali. Aber man kann sie trotzdem so wie diese Leute nennen, wenn man will. Die Erde jedenfalls ist nicht unser Problem. Unser Problem, Herr Detektiv, sind die organischen Zusätze zu dieser Erde und ein Katalysator, den diese Firma zur Düngerherstellung benutzt. Die organischen Bestandteile werden, so scheint es, über den Hafen von Venedig umgeschlagen. Reisen Sie auf unsere Kosten nach Venedig, und bringen Sie uns die Liste der organischen Bestandteile mit.«

Die Detektivagentur Meyer-Stromberg, in Fachkreisen als Meyer-Stromlinie bekannt, schickte hierauf den fähigsten ihrer Detektive, einen der Inhaber, genannt Big Meyer, nach Venedig. Und um den Zweck der Reise zu verschleiern, nahm Detektiv Big Meyer die Familie mit, Frau Eis-Marie und Söhnchen Archimedes, die beide schon darin geübt waren, unangenehme Leute von Big Meyers detektivischen Zickzackwegen abzulenken, und die zuweilen auch bei Nachforschungen halfen.

Was Detektiv Big Meyer schon am ersten Tag herausbekam, war, daß gewisse glänzend graue Barkassen, die die Kanäle befuhren, mit der (hier Condu genannten) Dünger-Firma zu tun hatten und daß gewisse riesige Behälter, mit irgendeiner trag platschenden Flüssigkeit gefüllt, gleichfalls den Weg zur Düngerfirma fanden. Was Detektiv Big Meyer nicht sogleich herausbekam, war, was die Barkassen und die Behälter enthielten.

Das aber wußte schon am zweiten Tag sein Söhnchen

Archimedes: Die grauen Barkassen, erfuhr Big Meyer, befördern Venedigs Müll. Und in den Behältern befand sich, wie Archimedes sagte, »hauptsächlich Scheiße«.

»Das Ergebnis meiner Ermittlungen«, sagte Big Meyer am Abend des dritten Tages zu Frau und Sohn, »das Ergebnis meiner Ermittlungen ist also, daß die »erlesenen organischen Bestandteile« des Odu-Düngers schlicht aus dem Müll und der Kloake Venedigs stammen. Ein seltsames Ergebnis.«

»Aber ob die Kloake und der Müll von einer einzigen Stadt denn ausreichen, um all den Dünger herzustellen, den diese Riesenfirma braucht?« fragte Frau Eis-Marie.

Ebendiese Frage stellte sich die Düngerefirma Odu (oder Condu, wie sie in Italien hieß) seit längerem auch. Und zur Beantwortung der Frage hatte sie sich an den großen alten Mann der Konkurrenz gewandt, an Tiburtius Schark.

Der Detektiv Big Meyer sollte das erfahren, als er schon am fünften Tag nach Ermittlungsbeginn Tiburtius Schark mit dem Ergebnis seiner Detektivarbeit bekannt machte.

»Was da in Gold so edel und erlesen angeboten wird«, sagte Big Meyer, »stammt aus dem Müll und der Kloake von Venedig.«

Er glaubte, daß Tiburtius Schark jetzt lachen würde; doch er irrte sich. Der große alte Mann der Kunstdünger-Branche schnippte von einer Zigarre mit einem silbernen Schnipper die Spitze ab, beleckte vorsichtig das andere Ende, steckte sich langsam die Zigarre in den Mund, zündete sie umständlich an und sagte: »Es kommt, Herr Detektiv, immer auf den Aspekt an, unter dem man etwas sieht. Wenn man aus Müll und Kot, dank eines genial entwickelten Katalysators, Dünger herstellt, der auch ein guter Dünger ist, dann handelt es sich schon nicht mehr um Müll und Kot, sondern um etwas Neues, etwas, das auch die ärmste Erde fruchtbar machen kann, und also auch um etwas Gutes. Hab ich recht?«

»Gewiß, Herr Schark.« Der Detektiv Big Meyer war verwirrt. »Gewiß, Herr Schark, ein Dünger dieser Art ist, wenn er etwas nützt, wirklich erfreulich. Nur weiß ich nicht,

was Sie mir damit sagen wollen. Mein Auftrag war, herauszufinden, welche organischen Bestandteile der Odu-Dünger hat. Das habe ich Ihnen soeben mitgeteilt. Sie waren aber nicht erstaunt darüber. Mir ist fast so, als hätten Sie es schon gewußt. Was haben Sie vor mit mir? Beabsichtigen Sie, mein Honorar zu drücken?«

»Aber nein, um des Himmels willen, verehrter Herr Detektiv!« Tiburtius Schark klopfte Big Meyer auf die Schulter. »Aber nein, nein, ich will Ihr Honorar nicht drücken. Im Gegenteil: Ich zahl Ihnen das Dreifache von dem, was abgemacht war. Ich habe nur eine Bedingung.«

»Welche Bedingung?« fragte Detektiv Big Meyer.

»Schweigen Sie über das Ergebnis Ihrer Nachforschungen in Venedig.«

»Das, werter Herr Schark«, sagte Big Meyer leicht verschnupft, »gehörte von Anfang an zu den Grundsätzen unseres Hauses, daß alles, was wir im Auftrage unserer Kunden erfahren, niemals aus unseren vier Wänden nach außen dringt.«

»Um so besser, Herr Detektiv, um so besser!« Tiburtius Schark setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb einen Scheck aus. Als ihn Big Meyer dabei leise fragte: »Sind Sie mit Odu-Dünger irgendwie übereingekommen?« antwortete der Mann am Schreibtisch: »Odu hat sich mit einem Angebot an uns gewandt. Wie werden gemeinsam auch andere große Städte ähnlich wie Venedig anzapfen.«

»Dann wird die Kunstdünger-Branche jetzt auch organischen Dünger verkaufen?« fragte Big Meyer.

»Halb Kunst und halb Natur«, antwortete Tiburtius Schark und überreichte dem Detektiv vom Schreibtisch aus den Scheck. »Genauso wie künftig die Firma Odu-Dünger. Denn die wird umgekehrt ihren Produkten künstlichen Dünger hinzufügen müssen. Der Zug der Zeit geht weg vom Künstlichen und zum Natürlichen zurück. Dem müssen wir uns anpassen. Wir werden beide leicht gekünstelte Natur anbieten. Den Grundstock unseres künftigen Düngers aber

bilden...«

»...erlesene organische Bestandteile«, ergänzte Detektiv Big Meyer. Wenig später verließ er mit einem Scheck in der Tasche das Büro des großen alten Mannes der Kunstdünger-Branche.

Seitdem hat die alteingesessene Detektiv-Agentur Meyer-Stromberg, in Fachkreisen meist Meyer-Stromlinie genannt, in ihren Tresoren ein Geheimnis mehr zu hüten.

Timm Thaler schwieg; denn die Geschichte war zu Ende. Monsieur El Baid jedoch, der vorn im Bug der Gondel saß und der zum Ende der Geschichte hin immer unruhiger geworden war, sprang plötzlich, als wir einen hölzernen Bootssteg passierten, vom Gondelrand auf diesen Steg hinauf und rief: »Ich habe nichts gehört. Ich weiß von nichts. Mich geht's nichts an.« Er klaubte aus einer Jackentasche einen großen Geldschein heraus, warf ihn dem Gondoliere zu und hastete davon, gradaus und dann nach links in eine Nebengasse hinein.

Während wir noch verblüfft dasaßen und der Gondoliere mit dem großen Geldschein in der Hand kopfschüttelnd in die jetzt leere Gasse hineinblickte, ertönte über uns eine mir nun schon wohlbekanntere Stimme. Sie sagte: »Schönen guten Tag, die Herren. Nehmen Sie mich bis zum Markusplatz mit?« Es war der Baron, mit Sonnenbrille und im Glencheckanzug. Er stand auf einer kleinen Brücke, die gerade über uns hinweglitt.

Timm Thaler sagte: »Steigen Sie ein, Baron.« Und noch ehe der Gondoliere an einem Treppchen die Gondel anhalten konnte, saß der Baron schon vorn im Bug, wo vorher Monsieur El Baid gesessen hatte.

»Zum Markusplatz«, wies er den Gondoliere auf italienisch an. Dann wandte er sich zu uns und sagte: »Ich hoffe, der kleine Umweg macht Ihnen nichts aus, meine Herren. Wir sind ja in fünf Minuten am Markusplatz-Kai.«

»Auch wir werden dort aussteigen, Baron«, sagte Timm Thaler. »Was treiben Sie in Venedig?«

»Das wissen Sie so gut wie ich, Herr Thaler. Oder?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht«, sagte Timm Thaler. Er wirkte plötzlich träumerisch.

Wir passierten gerade einen Kirchturm linker Hand, der fast so schräg wie der Schiefe Turm von Pisa dasteht. Dann sahen wir vor uns, hinter dem Ausgang des Kanals, durch den wir fahren, ein großes Schiff mit dunklen Deckaufbauten. Es kreuzte die Bucht von Sankt Markus, in die wir bald darauf auch einfuhren, nachdem das letzte Brückchen über uns hinwegglitten war.

Während unsere Gondel hier nach rechts abbog und entlangfuhr an der Riva degli Schiavoni, an der vielfarbigen Touristenmenge vor den einfarbigen Häuserfassaden vorbei, fragte der Baron halblaut: »Muß man denn alles, was man weiß, auch gleich erzählen, Herr Thaler? Monsieur El Baid war, wie Sie gesehen haben, ein bißchen erschrocken über soviel Offenheit.«

»Aber was ich erzählt habe, Baron«, sagte Timm Thaler, »ist doch erfreulich für die Stadt Venedig. Sie haben hier ja ein Problem gelöst.«

»Sie finden das erfreulich?« fragte der Baron und war erstaunt. »Sieh einer an.«

»Wie man es auch ansieht, Baron, es ist auf alle Fälle für Venedig gut.«

»Ah, Venedig!« rief plötzlich, fast schwärmerisch, der Baron. »Ah, diese Stadt, so reich, so schön, soweitklug!«

Aber Timm Thaler, jetzt gar nicht mehr träumerisch wie vorher, sagte: »Die Stämme und Pfähle unter den Palästen faulen aber; und der Geruch Venedigs ist im Augenblick gar nicht erfreulich. Dagegen dürfte Fischgeruch mit Meeresblick wie Ambra sein.«

Der Baron zuckte mit den Schultern und sagte, während unsere Gondel sich langsam der Anlegestelle am Kai von Sankt Markus näherte: »Gewiß, die große Zeit Venedigs ist vorbei, die hohe Zeit des Handels auf den Meeren, als sie die reiche Mittlerin war zwischen Ost und West. Und schade ist,

daß wir mit ihrer Kloake Handel treiben müssen, statt Perlen aus dem Orient zu holen.«

Die Gondel glitt jetzt langsam an die Anlegestelle. Dabei sagte Timm Thaler: »Wissen Sie, Baron, von allen Unternehmen, an denen Sie beteiligt sind, ist dieses hier das liebenswürdigste, denn es ist nicht nur menschenfreundlich, weil es den Kot zu Korn macht, es ist auch freundlich zu der Stadt Venedig, die es säubert, und es ist freundlich zur Natur, in der der Mensch so seltsam aufgestiegen ist.«

»Liebenswürdig?« murmelte der Baron, als unsere Gondel schon am Steg lag. »Scheiße und liebenswürdig?« Er klaubte aus seiner Jackentasche einen großen Geldschein, warf ihn dem Gondoliere zu, sprang auf den Steg und verschwand in der Menge am Kai.

Da verließen auch wir die Gondel, und der Gondoliere, doppelt und reichlich bezahlt, bedankte sich bei uns, die wir ihn gar nicht bezahlt hatten, vielfach und überschwänglich.

»Eine merkwürdige Gondelfahrt«, sagte ich, als wir im Menschengewühl Richtung Dogenpalast wanderten.

»Nicht merkwürdiger«, sagte Timm, »als die Geschäfte des Barons, von denen ich das eben beschriebene lobe.«

»Haben die Stücke, die du schreiben willst, alle mit den Geschäften des Barons zu tun?« fragte ich.

Timm sagte: »Ja, ich glaube, alle Stücke. Sein geschäftliches Feld, das ist ein Acker, den ich kenne.«

»Und woran merkst du«, fragte ich, »daß irgendein Geschäft mit dem Baron zu tun hat?«

»Das kann ich riechen«, sagte Timm. »Darum wird es in diesen kleinen Stücken, die ich spiele, auch immer leicht nach Schwefel riechen.«

Als Timm von Schwefelgeruch sprach, fiel mir der angebliche Amerikaner vom Abend vorher ein, der Hasenpfotenverkäufer. Ich erzählte Timm davon und auch von der geflüsterten Warnung auf dem kleinen weißen Dampfer, worauf Timm sagte: »Weißt du, der Baron hat sein eigenes Ein-Mann-Marionettentheater. Er selbst spielt alle Rollen in

verschiedenen Verkleidungen und kommt sich dabei wie ein Tausendsassa vor. In Wirklichkeit zappelt auch er an fremden Fäden. Vorhin als Monsieur El Baid war er übrigens gar nicht so schlecht.«

»Als Monsieur El Baid?« fragte ich und war perplex.

Timm Thaler nickte: »Ja, das war er auch. Und nun habe ich Hunger.«

»Da wüßte ich ein Restaurant, Timm«, sagte ich.

Aber Timm wußte gleichfalls eins. »Ein Komödiant, der in Venedig einmal sehr berühmt war«, sagte er, »ist dort der Wirt. Ich hab vor Jahren oft bei ihm gegessen. Gehen wir zu ihm. Es ist nicht weit von hier.«

Wir hatten, fein Bogen um Bogen, die Arkaden des Dogenpalastes passiert, waren rechts eingebogen und wieder vorübermarschiert an Arkaden, und nun passierten wir die Front des Markusdoms mit seinen gebündelten Säulen, zwischen denen Menschen ein und aus strömten, darunter viele weiß gekleidete Touristen.

Hinter dem Dom bogen wir abermals rechts ein, ließen den Uhrturm mit dem goldenen Flügellöwen, der ein goldenes Buch in seinen Klauen trägt, links stehen, sahen rechts Kinder an der Seite des Domes auf wieder anderen steinernen Löwen spielen und winkelten uns dann durch enge Gassen, stets neue Brückchen überquerend, bis zu einer einladend offenen Tür vor, neben der eine Brücke ihren steinernen Bogen ansetzt.

Durch diese Tür ging es hinab auf Stufen, hinein in ein kleines halbdunkles enges Lokal mit wenigen Tischen und Stühlen und in den Geruch nach verschüttetem Wein und nach Früchten des Meeres, gebraten, gebacken, gedünstet, gesotten, gegrillt.

Unten in dem Lokal kam uns aus einer schmalen Tür, die dem Geruch nach in die Küche führen mußte, ein mittelgroßer Mann entgegen, mit strammem Bauch, aber nicht eigentlich dick. Er trug ein rotes Käppchen auf dem Kopf und eine Schürze vor dem Bauch, die sicher einmal weiß gewesen war, nun aber der Palette eines Malers glich. Sie war getupft in

allen Tönen, von Petersiliengrün, Eidottergelb und Bratenbraun bis zu Tomatenrot.

»Signore Timm, amico!« rief der Mann mit ausgebreiteten Armen.

»Amico Pantalone!« sagte Timm.

Die beiden umarmten sich. Dann wurde ich dem Wirt vorgestellt, und danach stellte Timm mir auch den Wirt vor. »Er war zu seiner Zeit in der Komödie der allerbeste Pantalone-Spieler«, sagte er. »Die Leute nennen ihn noch heute Pantalone. Und nun, amico«, sagte er zum Wirt, »haben wir Hunger. Wohin dürfen wir uns setzen?«

»Natürlich an die Wand unter die Puppen«, sagte der Wirt in einem Italienisch, das ich noch verstand. Dann aber, als wir uns an der Wand am Tisch niedergelassen hatten, begannen er und Timm den Dialekt Venedigs zu sprechen, und ich verstand kein einziges Wort mehr. Das blieb so bis ans Ende unserer Mahlzeit, bei der Pantalone, der Wirt, Timm in Absätzen eine Geschichte erzählte. Nur wenn der Wirt zu anderen Gästen ging oder in die Küche gerufen wurde, war es mir möglich, mit Timm Thaler zu reden. Bei einer solchen Gelegenheit erklärte er mir, daß die Marionettenpuppen an der Wand Figuren der Commedia dell'arte wären, Puppendarstellungen der Typen des alten italienischen Komödienspiels.

»Der Typ in Rot mit seiner Hakennase«, sagte Timm, »der diese gelben türkischen Schnabelschuhe anhat, das ist Pantalone. Nach ihm sind auch die Röhrenhosen benannt, die Mode wurden, als in Frankreich Revolution war. Das rote Käppchen, das unser Wirt heute trägt, das hat er schon als Pantalone auf dem Theater getragen.«

»Und wer ist dieser Puppenmensch mit den dicken Augenbrauen und dem riesigen Schnurrbart?« fragte ich, weil der gerade über mir an der Wand baumelte.

Timm sagte: »Das ist Kapitän Spaventa, der Typ des eingebildeten dummen Militärs. Über den erzählt der Wirt mir gerade eine Geschichte.«

»Und ich dachte, er erzählt dir eine Geschichte aus New

York«, sagte ich. »Er sagt doch alle Augenblicke Nuovo York.«

»Es ist auch eine Geschichte aus New York«, bestätigte Timm Thaler.

»Und was hat die italienische Komödie mit New York zu tun?«

»Nichts oder alles, Boy, wie man es nimmt. In den Augen meines Freundes Pantalone jedenfalls ist alles, was die Menschen treiben, italienische Komödie, ob in Venedig, in New York oder am Nordpol. Vielleicht hat er recht.«

Nach dem Essen, das vorzüglich war, setzten wir uns in ein kleines Straßencafe, unter rot-weißen Jalousien, um Kaffee zu trinken.

Der Kellner, der uns bediente, ein magerer älterer Mann, hatte seine immer noch vollen schwarzen Haare in eine Welle gelegt, und seine Fingernägel waren sorgfältig manikürt. Aber alles, was er am Leibe trug, war irgendwo leicht abgestoßen, der Kragen des Hemdes ebenso wie die Manschetten, die Ärmel der weißen Jacke ebenso wie die Aufschläge der schwarzen Hose. Er lehnte sich, nachdem er uns den Kaffee gebracht hatte, einen mittelbraunen Capuccino, an eine Säule und verschränkte die Arme über der Brust.

Hier, wohligh satt und unter einer schattigen Jalousie den Capuccino schlürfend, fragte ich Timm, was ihm der Wirt denn da so gestenreich erzählt habe beim Mittagessen. Timm antwortete: »Das ist, sagt Pantalone, unter Italienern in New York passiert. Ein Patensohn von ihm, so sagt er, war dabei und hat es ihm erzählt.«

»Und was für eine Geschichte ist das, Timm?«

»Komischerweise eine Buch-Geschichte, die sonst zu Pantalone gar nicht paßt.«

»Und was meinst du mit Buch-Geschichte?« fragte ich.

»Sie handelt von einem Buch«, antwortete Timm.

»Aha. Und bist du in der Lage, sie mir mit vollem Bauch zu erzählen?«

»Warum denn nicht, Boy?« fragte Timm und zitierte:

»Nach dem Essen sollst du ruhn Oder tausend Worte tun.«

Wir lächelten beide über das leicht veränderte Sprichwort. Dann erzählte Timm mir unter der rot-weißen Jalousie, während vor uns auf dem Kanal manchmal Gondeln vorüberfahren und ein paar neue Gäste sich an Nebentische setzten, die Geschichte:

**Die Zwerge mit den Donnerstimmen
oder
Wer Erfolg hat, der hat recht**

In den Tagen des Wohlstands standen in der Mitte einer großen Lagerhalle im New Yorker Hafen, die festlich geschmückt war mit Blumen und grünen Figürchen, vier große Würfel, die mit grüngoldenen Tüchern verhüllt waren. Um sie herum verteilt standen festlich gekleidete Leute.

Da diese Leute wegen der Höhe der Würfel sich aber immer nur an einer Würfelseite sehen konnten oder schräg übers Eck an einer Seite, ging der schon ältere Herr, der diese Leute eingeladen hatte, ein gewisser Kapitän Spaventa, während der kleinen Rede, die er hielt, langsam um die grüngoldenen Würfel herum.

Er sagte dabei. »Liebe Freunde, wer Rang und Namen hat in dieser Stadt New York, ist, wie ich sehe, heut zu uns gekommen. Dafür danke ich Ihnen. Sie sind erfolgreich in der Welt gewesen, und Sie sind's noch heute. Auch was hier in der Mitte unserer Halle steht, soll so erfolgreich sein, wie Sie es, meine Freunde, sind. Erraten Sie, was unter den grüngoldenen Tüchern verborgen ist?«

Die Freunde Kapitän Spaventas, alle fein gekleidet - Smoking und Abendkleid und Schmuck und Schmah -, lachten, da er ein Buchverleger war, und riefen: »Wenn es kein Käse ist, dann sind es Bücher.«

»Nicht Bücher«, sagte Kapitän Spaventa, und seine feingezwirbelten Schnurrbartspitzen zuckten, »nicht Bücher, meine Freunde, bilden diese Würfel. Es ist ein einziges Buch. Es sei enthüllt.«

Der Kapitän, der früher Soldat gewesen war, legte die rechte Hand schräg an die Stirn wie an den Schirm einer Soldatenmütze. Da wurden an unsichtbaren Nylonfäden, die von der Decke niederhingen, die grüngoldenen Tücher sehr langsam hochgezogen, und als die Würfel nun enthüllt waren,

ertönte ringsum ein vielstimmiges »Ah«.

Es war natürlich nicht ein einziges Riesenbuch, was da die Leute sahen, sondern das gleiche Buch immer noch einmal, hunderttausendmal.

Die Festbesucher, Kapitän Spaventas Freunde, legten nun ihre Köpfe schräg und lasen, was auf den Buchrücken geschrieben stand. Sie lasen dort: »Die Zwerge mit den Donnerstimmen. Eine Studie über die Bewohner des Planeten Mars von Dr. Pedantio Balanzini. Verlag Spaventa, New York.«

Nach der Enthüllung, der man Beifall spendete, gab es Sekt, und Kellner im Frack boten auf silbernen Tablets Pasteten an, die in der Form grünlicher Zwerge gebacken worden waren. Die Zwerge hatten alle drei Augen im Gesicht und an jeder Hand sechs Finger.

Während man Sekt trank und Pastete aß, erläuterte Dr. Pedantio Balanzini, der das Buch geschrieben hatte, wie man sich die Marsbewohner vorzustellen habe. Langsam die Würfel aus Büchern umschreitend, sagte er, zuweilen vom Sektglas, das er in der rechten Hand hielt, nippend: »Hypnose, Trance und langwierige Meditationen über das Thema Mars und Marsbewohner haben mich, liebe Freunde und verehrte Damen und Herren, in arbeitsreichen Jahren zu Ergebnissen gebracht, die Ihnen hier und heute vorgetragen werden sollen.«

Ein Nipperchen am Sekt, eine bedeutungsvolle Pause, und Dr. Balanzini fuhr fort: »Die Marsbewohner, zwergwüchsig und grünlich schimmernd, also komplementär gefärbt zu ihrer roten Erde, haben drei Augen und an jeder Hand sechs Finger.«

Alle Besucher schauten jetzt, einige sanft erschüttert, auf die grünlichen Pasteten, als Dr. Balanzini erklärte: »Kein Wunder also, meine Freunde, Damen, Herren, daß auf dem Mars ein Dreier-Zählssystem im Schwange ist.«

Ein Raunen drang an Dr. Balanzinis Ohr, als er weiter erläuterte: »Die Marsbewohner zählen nur bis drei. Jedoch

vervielfachen sie die Drei auf so geniale Weise, daß sie im Kopf bis zu Milliarden rechnen können.«

Wieder ein – diesmal bewunderndes – Raunen um die Würfel herum. Dr. Balanzini aber fuhr mit ruhiger Stimme fort: »Eine besondere Eigenheit der Marsbewohner, die sich über tiefgründige Schluchten hinüber verständigen müssen, eine besondere Eigenart ist, daß sie, wenn es erforderlich ist, mit Donnerstimme reden können, den ganzen Innenleib als Tonkörper benutzend. Man kann die Marsbewohner folglich auch als Zwerge mit Donnerstimme apostrophieren. Gewisse Donner, die wir auf der Erde hören, denen jedoch keine Blitze vorangegangen sind, rühren von diesen Marsbewohnern her, die an bestimmten Festtagen, etwa an jedem dreimal dritten Dienstag des marsianischen Jahres, zu Tausenden in einen Jubelruf ausbrechen. Ich habe deshalb vorgeschlagen, diesen Donner als den marsianischen Jubeldonner zu bezeichnen.«

Wieder ein Raunen in der Menge der Besucher, diesmal laut; doch auch die spitze Frage: »Läßt sich das beweisen?«

Hierauf trat Kapitän Spaventa vor und rief dem Frager zu: »Sie kennen den Erfolg der Bücher Doktor Balanzinis?

Er ist enorm und beispielloos. Solchen Erfolg, mein Herr, den hat am Ende nur, wer recht hat. Oder um's umgekehrt zu sagen: Wer Erfolg hat, der hat recht! Fahren Sie fort in Ihrem Vortrag, Doktor Balanzini.«

Ein kleiner Beifall brauste auf nach Kapitän Spaventas Worten. Dann fuhr der Doktor in seinem Vortrag fort. Aber man hörte ihm nur noch mit halbem Ohre zu. Man fragte sich nun doch, ob das, was er da sagte, auch beweisbar wäre, und die Behauptung Kapitän Spaventas, daß der Erfolgreiche immer im Recht wäre, die hatte manche Leute leicht verstört.

Noch mehr verstörte es die Leute aber, als mitten im Vortrag Dr. Balanzinis ein Bote erschien, der erst mit Kapitän Spaventa flüsterte und ihn dann auch noch aus dem Saal entführte. Man merkte, daß da irgendwas geschehen war, was mit den Würfeln zusammenzuhängen schien.

»Was aber«, fragte man sich, »mochte geschehen sein?«

Das, was geschehen war, verriet eine Leuchtreklame im Hafen, die man durch mehrere kleine Fenster der geschmückten Halle sehen konnte.

Die Leuchtreklame, die von links nach rechts auf einem dunklen rechteckigen Grund vorüberlief und deren Buchstaben aus Lichtpunkten gebildet waren, die Leuchtreklame warb für Rum aus Cuba, für Mexi-Cola und für Brombeer-Schokolade. Doch zwischendurch gab sie auch Nachrichten bekannt.

Und eine Nachricht, die das Buch im Saal betraf, die las als erster der immer unruhige Mister Arleck, ein All-Waren-Händler, wie er sich selbst gern nannte, ein alter Freund von Kapitän Spaventa und wie Spaventa aus Italien gebürtig.

Als Mister Arleck, der ein wenig bucklig war, die Nachricht las, ging ein verständiges Grinsen über sein Gesicht, und als nach Cuba-Rum und Mexi-Cola und schließlich nach der Brombeer-Schokolade die Nachricht wieder von links nach rechts vorüberlief, da zeigte er sie stumm der Dame neben sich, New Yorks berüchtigtester Klatschspaltentante.

Die Dame – Klatsch war der Beruf, von dem sie lebte –, die Dame klatschte, als die Nachricht wiederkam, sie stumm – mit spitzem Finger darauf zeigend – aus, so daß bald viele andere Finger auf die Nachricht zeigten, wenn sie nach Rum, Cola und Brombeer-Schokolade wiederkam.

Bald merkte auch der Doktor Balanzini, daß irgend etwas ablenkte von seinem Vortrag. Er sah mit halbem Auge auch, daß es die Fenster waren, die da ablenkten. So nutzte er rasch die Gelegenheit, als er vom Sekt in seiner Rechten nippte, hinauszuschauen durch ein Fenster. Doch sah er nur eine Reklame für Brombeer-Schokolade. Schon wollte er, da er nichts anderes entdecken konnte, in seinem Vortrag fortfahren, als auf die Brombeer-Schokolade eine Nachricht folgte, die ihn für einen Augenblick erstarren ließ. Er las:

Als wieder Leben in den Doktor kam, nahm er noch einen Schluck aus seinem Sektglas und brach dann seinen Vortrag mit den Worten ab: »Natürlich, Damen, Herren, ist alles, was ich Ihnen hier berichte... aus Hypnose... aus Trance-

Zuständen... aus Meditation gewonnen... Ob jedermann die Marsbewohner sehen oder hören, also mit ganz gewöhnlichen Sinnen wahrnehmen kann... das bleibt...«, Dr. Balanzini versuchte ein Lächeln, »...das bleibt natürlich eine offene Frage. Guten Abend.«

Nur wenige Zuhörer in seiner Nähe klatschten in die Hände. Doch als die übrigen Besucher diesen Beifall hörten, klatschten sie, mehr aus Mitleid, mit. So zog sich Dr. Balanzini, rückwärts gehend, mit ein paar hilflosen Verbeugungen bis an die Tür zurück, wo er zusammenstieß mit Kapitän Spaventa, der just den Saal wieder betreten wollte. Da ergriff, aus welchem Grund auch immer, den Dr. Balanzini eine Panik, und an Kapitän Spaventa vorbei stürzte er aus der Tür.

Im Saal war es jetzt still wie bei der Wandlung in der Kirche. Alle Besucher starrten Kapitän Spaventa an.

Der zwirbelte, sich räuspernd, seine Schnurrbartspitzen, versuchte vergeblich zu lächeln und sagte schließlich: »Erfolg, meine lieben Freunde, das wissen Sie selber, die Sie Erfolg genossen haben, Erfolg bleibt immer irgendwie ein Risiko. Da auf dem Mars eine kleine Sonde tickt, haben die Buchverkäufer plötzlich Angst bekommen, daß dieses Buch nicht zu verkaufen sei.« Der Kapitän zeigte mit großer Geste auf die Bücherwürfel, als klage er die Buchverkäufer an. »Haha, die meinen, dieses Buch wäre nicht verkäuflich, das Buch eines Erfolgsautors. Haha!«

Er lachte übertrieben laut, und allen war es peinlich, und als er merkte, daß es allen peinlich war, da wurde er verlegen. Er stand jetzt so verlegen da, daß selbst die Spötter Mitleid mit ihm hatten und man nur halblaut sprach, als man die Halle verließ, dem Kapitän süßsauer zulächelnd oder ihm tröstend auf die Schulter klopfend.

Am Ende blieben in der geschmückten Halle allein die Bücherwürfel zurück, dazu der mit dem Schnurrbart zuckende Kapitän Spaventa und Mister Arleck, der All-Waren-Händler.

»So geht's im Leben, heute hui und morgen pfui«, bemerkte

Mister Arleck. »Was soll nun aus den hunderttausend Büchern werden?«

»Nimmst du sie mir ab?« fragte, beinahe tonlos, Kapitän Spaventa.

»Es ist ein bißchen reichlich viel Papier«, antwortete Mister Arleck. »Und den reinen Papierwert kann ich natürlich nicht zahlen. Das Papier ist ja durch Druckerschwärze erheblich verschmutzt.«

»Verschmutzt?« Hier fing der große Kapitän Spaventa an zu weinen.

Mister Arleck aber, der alte, etwas reichlich bunt gekleidete All-Waren-Händler mit dem Buckel, sagte tröstend: »Jetzt wissen wir zum mindesten die Wahrheit, daß es auf dem Mars kein Leben gibt und daß der, der Erfolg hat, auch nicht immer recht hat. Das ist doch tröstlich zu wissen, Kapitän Spaventa, nicht wahr? Weisheiten haben ihren Marktwert schließlich auch.«

»Weisheiten? Marktwert? Was soll das bedeuten?« rief, immer noch in Tränen, Kapitän Spaventa. Dann aber wiederholte er, schon nicht mehr weinend: »Weisheiten mit Marktwert?« Und noch einmal, mit einem halben Lächeln: »Weisheiten, die auch ihren Marktwert haben?«

Dann fing er fast zu strahlen an: »Arleck, mein Gott, welche Idee! Die Weisheiten des Mister Arleck! Was für ein Titel! Das wird ein Knüller! Das ist noch nie dagewesen! Schreib mir das auf, Arleck: Die Weisheiten des Mister Arleck. Ich fange an mit hunderttausend Stück. Und dieses verschmutzte Papier hier...«, er zeigte auf die Bücherwürfel, »... dieses verschmutzte Papier hier schenk ich dir.«

So endete ein schön gedrucktes Buch, bevor es Leser fand, beim Trödler. Ein neues Buch aber, für das man viele Bäume fällen mußte, um für das Buch Papier daraus zu machen, ein neues Buch wurde schon angekündigt.

Als Timm nach der Geschichte schwieg, hörte ich hinter mir ein Hüsteln, und eine Stimme sagte: »Immer der gleiche Dummkopf, dieser Spaventa!« Ich drehte mich um und sah

den Kellner mit den abgestoßenen Sachen an der Säule lehnen. Er blickte Timm Thaler an.

Timm blickte ihn ebenfalls an und sagte: »Zahlen, Herr Ober.« Dann fügte er hinzu: »Für Kapitän Spaventa kam die Wahrheit ein bißchen zu früh.« Er zahlte, stand auf und ging davon. Ich folgte ihm und hörte ihn noch über die Schulter sagen: »Spekulationsgeschäfte sind immer ein Risiko, Baron.«

»Baron?« dachte ich und war wieder einmal verwirrt. Ich drehte mich um: Der Kellner war verschwunden. Doch sah ich an seiner Stelle auch keinen Baron. Den sah ich vielmehr gleich darauf aus einer Seitengasse kommen. Er grüßte kurz und schloß sich uns, links von uns beiden, an. Dabei sagte er, beinahe lächelnd: »Ach, Herr Thaler, die Wahrheit taugt auch für die Bücher nicht. Was mögen denn die Leute gerne lesen? Tarzan und King Kong. Ausgedachtes Zeug. Ich finde...«, sagte der Baron, und seine Stimme klang nun singend und kam von rechts statt, wie zuvor, von links, »...ich finde, das war nicht klug von Kapitän Spaventa, den Buchverkauf gleich aufzugeben. Was bedeutet schon eine kleine dumme Sonde?«

»Die Sonde registriert die Wirklichkeit, Monsieur«, sagte Timm Thaler. Er sprach mit einem Herrn in einer Gondel, die uns rechter Hand auf dem Kanal entgegenkam. Es war Monsieur El Baid. Als ich nach links sah, war die Straße leer.

»Die Wirklichkeit aber, Monsieur«, ergänzte Timm, »ist festgelegt, ganz anders als die Phantasie.« Timm ging, als er das sagte, über eine Brücke, und ich folgte ihm. Die Gondel glitt jetzt unter unseren Füßen fort. Und auch Monsieur El Baid entglitt uns wieder. Dafür kam uns, als wir das Brückchen überquert hatten, der Baron wieder entgegen, im Glencheckanzug und mit Sonnenbrille. Zu dem sagte Timm, fortfahrend in seiner Rede: »Schauen Sie, Baron, Tarzan und King Kong sind ja Phantasiegestalten. Aber die Marsmenschen hat Doktor Balanzini uns als wirklich verkaufen wollen. Unklugerweise.«

»Weil in diesem Fall die Wirklichkeit auf mehr Interesse stößt, Herr Thaler«, sagte der Baron. »Und weil man damit in

diesem Falle mehr verdienen kann.«

»Aber die Wirklichkeit, die läßt nicht einfach mit sich spaßen«, sagte Timm und bog nach links in eine Gasse ein. »Das ist ja die Gefahr in unseren Tagen, daß man die Wirklichkeit und auch die Wahrheit selbst für käuflich hält. Man kann aber nur Menschen kaufen, und die können lügen.«

»Aber die Menschheit ist heute doch ein einziges riesengroßes Warenhaus«, ertönte es in amerikanisch gefärbtem Deutsch. Die Stimme kam von oben. Als ich aufblickte, sah ich Mister Buckhard, den Hasenpfotenverkäufer, klein, nett und rund und mit dem rechten Zeigefinger wackelnd, auf einem Balkönchen. Den Baron sah ich nicht mehr.

Timm blieb unter dem Balkönchen stehen und sagte: »Wenn uns die ganze Welt, Mister, zum Warenhaus wird, wenn man...«, Timm ging jetzt wieder weiter und legte seine Linke auf die Schulter eines Touristen in rotweiß geringeltem Pulli, »... wenn man den Bischof kaufen kann, um Waffen fromm zu weihen, wenn man Fußballer wie Handschuhe kaufen kann, wenn ich, Baron...«, Timm wandte sich nach rechts, wo der Baron plötzlich an seiner Seite ging, »...wenn ich, Baron, Nachrichten über den Tod des Bergsteigers Hans Hauer von seiner trauernden Witwe kaufen kann, pro Satz, den sie darüber spricht, zweitausend Mark, wenn ein Minister, Baron, den wir alle bezahlen, damit er unser Geld auch sinnvoll ausgibt, wenn der mit unserem Geld Privatgeschäfte macht, wenn...«, sagte Timm und blieb vor einem Andenkenladen stehen, vor dem der Kellner mit der abgestoßenen Kleidung stand, »...wenn die Gesetze des Basars, Handeln und Feilschen, Herr Ober, so unser ganzes Leben überwuchern, daß wir selbst unser eigenes Kind verkaufen, falls es nur einen guten Preis erzielt, wenn das geschieht, Baron, dann wird der Handel...«, Timm ging jetzt wieder, den Baron zur Linken, die Gasse entlang, »...wenn das geschieht, dann wird der Handel, der uns einst so viele Kenntnisse und Fortschritte beschert hat, zu einem Alptraum,

wie er uns bedrückt, wenn wir uns überfressen haben.«

»Aber der Handel, die Geschäfte«, sagte der Baron, während wir auf den Markusplatz hinaustraten, »die haben doch die Menschheit erst vereint, von Sippe zu Sippe, von Stamm zu Stamm, von Volk zu Volk und heute sogar, Herr Thaler, von Erdteil zu Erdteil.«

»Erst war's nur Tausch, Baron«, sagte Timm Thaler, »sechs Vogeleier gegen eine Kumme Eselstutenmilch, drei Handvoll Hirse gegen einen Flußaal.«

»Oder ein Tennispartner gegen einen anderen«, sagte brüsk und sehr überraschend der Baron. Wir überquerten gerade den Platz, den die drei Bogengänge einfassen.

Timm ging auf die überraschende Wendung des Gesprächs sofort ein. »Haben Sie mir über Tennisspielen etwas mitzuteilen, Baron?« fragte er.

»Ihr Sohn, Herr Thaler«, sagte der Baron. »Ihr Sohn war heute der Erfolgreichste beim Tennis. Gratuliere! Ob ihm da jemand wohl geholfen hat? Empfehle mich.«

Der Baron machte eine leichte Verbeugung gegen uns und war danach so rasch wie meist verschwunden. Ich aber war erschrocken; denn ich erinnerte mich plötzlich an jenen Jungen im Zugabteil, auf den mein Gegenüber im Abteil als Spiegelbild so heftig eingeredet hatte. Ich war nicht mehr im Zweifel darüber, wer mir im Zuge gegenübergesessen hatte. Ohne Timm Thaler mein Erlebnis zu erzählen, fragte ich: »Ob Krescho etwa mit dem Baron gewettet hat?«

»Krescho hat dem Baron nichts anzubieten«, gab mir Timm zur Antwort. »Er hat keinen Ehrgeiz, Boy, und keine großen Wünsche. Das Leben gefällt ihm, wie es ist. Sein Lachen ist ein ganz harmloses Jungenlachen, das der Baron zu nichts gebrauchen kann. Es gibt keine Versuchung für den Krescho.«

»Daß deinem Sohn der Ehrgeiz fehlt, bemerkte ich gestern im Wasser«, sagte ich. »Aber weißt du denn auch, was er für Wünsche hat? Falls der Baron tatsächlich mit ihm wetten sollte...« Mir war nicht wohl bei dem Gedanken an den Jungen; denn einmal hatte ja ein Junge, der Timm Thaler hieß,

sein Lachen wirklich verkauft – verkauft an einen Baron, an den Baron, der in Venedig war, den seltsam wandelbaren, immer leicht gereizten. Vielleicht suchte der wieder nach einem Lachen; und möglich, daß ihm wieder nur der dumme Trick einfiel, auf den ein Junge namens Timm Thaler hereingefallen war: durch Wettgewinne, auch durch ausgefallene, ein Lachen zu ködern.

Timm aber war, was seinen Sohn anging, erstaunlich unbesorgt. Trotzdem rief er, weil ich ihn darum bat, von meinem Hotel aus bei Krescho an, den er zum Glück auch in dem Bungalow erreichte. Ich sah Timm ängstlich an, als er telefonierte. Doch sein Gesicht blieb ruhig. Einmal lachte er sogar. Als er den Hörer endlich wieder in die Gabel legte, fragte ich ungeduldig: »Ist etwas passiert?«

»Krescho hat mit jemand beim Tennis gewettet, daß er gewinnt«, sagte Timm.

»Mit wem?«

»Mit einem ihm bis dato unbekanntem Tennisspieler.«

»Und Krescho hat die Wette und das Spiel gewonnen?«

»Ja.«

»Und worum...«, ich schluckte, weil mein Hals ein bißchen trocken war, »... und worum ging die Wette?«

»Darum...«, Timm lachte, »... wer sich von den beiden nach dem Spiel zuerst unter die Dusche stellen durfte.«

Ich atmete hörbar aus und sagte: »Das ging noch mal gut. Aber du solltest für den Krescho auf der Hut sein.«

Timm Thaler versprach es mir. »In diesen Tagen, die wir jetzt noch hier sein werden«, sagte er, »werd ich ein bißchen mehr als sonst auf meinen Jungen achten. Besser ist besser. Und nun sag mir: Was hast du morgen vor?«

»Gebucht habe ich eine Fahrt zu den Glasbläsern von Murano«, sagte ich. »Aber falls ihr mir etwas Interessanteres anzubieten habt...«

»Murano«, unterbrach mich Timm, »steht auch auf unserem Programm. Wir schließen uns dir an. Ob das noch geht?«

»Wahrscheinlich«, sagte ich. Wir gingen zum Portier

meines Hotels und konnten für Timm Thaler und für Krescho noch zwei Passagen nach Murano buchen.

Dann brachte ich Timm an den Dampfer und setzte mich danach in ein kleines Cafe, um Notizen zu machen. Kein rotweiß geringelter Tourist, kein runder Amerikaner, auch kein Franzose störte mich dabei.

Doch als ich ins Hotel zurückkam, lag in meinem Schlüsselfach ein Kärtchen. Mit rotem Filzstift stand darauf geschrieben: »Leute, die schweigen können, leben gut. Leute, die schreiben müssen, kriegen Schwierigkeiten. B. L.«

Ganz kurz befiel mich Angst. Dann lachte ich, zerriß das Kärtchen und warf es in den Papierkorb, in den ausgehöhlten Kopf einer alten römischen Säule.

DER ZWEIUNDSECHZIGSTE TAG, AN DEM WIR ÜBER DIE LAGUNE NORDWÄRTS FAHREN UND DIE INSEL MURANO BESUCHEN, AM UFER DES CANAL GRANDE VON MURANO EINE SCHNAPSGESCHICHTE HÖREN, DEN GLASBLÄSERN BEI IHRER ARBEIT ZUGUCKEN, EIN WENIG GLAS KAUFEN UND DURCH DIE SÜDLICHE LAGUNE IN DIE ADRIA FAHREN, WO WIR DIE TRAUERIGE GESCHICHTE EINER ALTEN TANTE HÖREN. LASST UNS AN LAND VON DEM BARON EIN STÜCK DES WEGS BEGLEITEN UND SCHLIESSLICH ZU GEBRATENEN TÄUBCHEN ROTWEIN TRINKEN.



Das Hotel, in dem ich in Venedig wohnte, das »Saturnia«, das seinen Namen hat vom Gott Saturn, nach dem ein goldenes Zeitalter benannt ist, dieses Hotel »Saturnia« hat nach hinten hinaus einen Ausgang zu einem Kanal. Hier

schaukelte am nächsten Tag, an einem Wolkentag, an dem es schon am Morgen schwül und stickig war, ein offenes Motorboot auf dem dunklen Wasser.

In diesem Boot, das vor dem Steuerruder eine Windschutzscheibe hatte, fuhr ich mit Timm und Krescho, die früh in mein Hotel gekommen waren, zur Insel Murano im Norden jener Lagune, in der Venedig groß geworden ist.

Am Steuer des Motorboots stand ein schlanker junger Mann mit blau-weiß geringeltem Pulli und schwarzer Hose, der um den Hals ein rotes Tuch und schräg auf seinem Kopf einen Strohhut trug. Er erzählte uns, als wir uns mit gedrosseltem Motor durch die Kanäle schlängelten, die faulig-säuerlich rochen, er sei von Murano gebürtig und komme aus einer alten Glasbläserfamilie. Er selbst hätte aber keine Lust, Gläser zu blasen. Er wäre Seemann, sagte er, im Augenblick auf Landurlaub daheim, wo er sich durch Motorbootfahrten ein bißchen Geld dazuverdiene. Dann schwieg er, weil uns ein Konvoi von schwerbeladenen Lastgondeln entgegenkam, beladen mit Früchten in Kisten und riesigen Säcken, die unser Boot zur Seite drängten.

Timm nutzte die Gelegenheit, um seinem Sohn zu erklären, daß jener Ort, zu dem wir fuhren, die Insel Murano, schon seit Jahrhunderten kostbares Glas herstelle. Doch Krescho sagte, das wäre ihm bekannt. Es stünde ja im Führer von Venedig. Er wisse sogar, daß man dort neuerdings auch Wegwerfglas herstelle.

»Wegwerfglas?« fragten Timm und ich gleichzeitig, während unser Motorboot mit leise tuckerndem Motor am Rand des Kanals Schaukelte und die Lastgondeln uns, eine nach der anderen, passierten. »Wegwerfglas?« fragten wir.

Krescho antwortete: »Ja, Wegwerf glas, zum Beispiel Weinflaschen, die weggeworfen werden, wenn sie leer sind.«

»Und wer nennt solche Flaschen Wegwerf glas?« fragte Timm.

»So heißt es in der Werbung«, sagte Krescho. »Belebt den Kreislauf des Konsums! Benutzt das Wegwerf glas! So heißt

es, glaub ich.«

»Ein treffendes Wort für eine üble Angewohnheit«, sagte Timm. »In einem meiner geplanten Stücke kommt auch so ein Wegwerf glas vor. Aber jetzt geht es weiter. Gott sei Dank. Die Luft ist ja zum Schneiden.«

Die Lastgondeln hatten uns endlich passiert. Unser Motorboot fuhr mit wieder aufgedrehtem Motor weiter.

Bei dieser Weiterfahrt blickte ich auf die Windschutzscheibe vor dem Steuerruder, in der ich Kreschos Gesicht im Profil gespiegelt sah. Ich sah es so, wie ich den Rücken des Bootsfahrers sah oder die Häuserwände, die sich an uns vorbeischieben. Ich sah es nicht gleichgültig, aber auch nicht aufmerksam. Plötzlich jedoch blickte ich schärfer hin und sah: Das war ja das Gesicht, das ich am Zugfenster gesehen hatte – während der Zugfahrt von Verona nach Venedig. Es gab nicht den geringsten Zweifel: Kreschos Gesicht war das Gesicht vom Zugfenster.

Da Timm jetzt mit dem Bootsfahrer palaverte, sehr schnell und im venezianischen Dialekt, fragte ich Krescho halblaut: »Bist du vor drei Tagen von Verona nach Venedig gefahren?«

Krescho überlegte, während wir gerade nach links in einen anderen Kanal einbogen, und sagte dann: »Ja, das war vor drei Tagen. Ich hab mir in Verona ein Marionettenspiel angeguckt. Mein Vater ist nicht mitgekommen. Er kannte die Aufführung schon. Darum bin ich allein gefahren.«

»Und ich hab dich am Zugfenster gesehen«, sagte ich, »von einem anderen Zug aus, den ihr überholt habt. Ein Herr mit Sonnenbrille saß dir gegenüber. Stimmt's?«

Ich war gespannt auf Kreschos Antwort. Der Junge aber runzelte zunächst die Stirn und dachte nach. Erst nach einer Weile, mit wieder glatter Stirn, sagte er: »Ja, da kam ein Herr mit einer Sonnenbrille in mein Abteil. Ich hab auch irgendwas mit ihm gesprochen.«

»Über das Tennisspielen?« fragte ich.

»Ja«, sagte Krescho und sah mich erstaunt an. »Über das Tennisspielen haben wir gesprochen. Woher wissen Sie das?«

»Ich habe es an den Handbewegungen des Herrn erkannt«, sagte ich schnell. »Habt ihr irgend etwas ausgemacht?«

»Nein«, sagte Krescho, wieder nachdenkend, »wir haben nichts ausgemacht, obwohl der Herr das eigentlich wollte. Ich war aber zu müde. Ich habe gar nicht richtig hingehört. Und plötzlich war der Herr dann wieder weg.«

»Ich habe ihn verschwinden sehen«, sagte ich und nickte. »Ganz zufällig, gerade als euer Zug den meinen überholte.«

»Das ist ja seltsam«, sagte Krescho und wollte, schien's, noch etwas sagen. Aber wir fuhren nun ins offene Wasser der Lagune hinein, und hier fragte der Bootsfahrer, der sich gerade eine Sonnenbrille aufsetzte, ob wir gleich zu den Glasbläsern oder erst durch Murano spazierenfahren wollten.

Timm war dafür, zuerst Murano zu durchfahren, und Krescho und ich hatten nichts dagegen einzuwenden.

Wir fuhren also zuerst über das offene Wasser der Lagune, das trag und bleiern unter dem Wolkenhimmel lag, und dann in den Canal Grande von Murano hinein.

Diesen Kanal, der schmaler ist als jener von Venedig, säumen meist zweistöckige Häuser, gelb, rot oder weiß angestrichen, vor denen es, im Gegensatz zum Canal Grande von Venedig, Straßen gibt. Als wir hineinfuhren in die farbige Spiegelung der Häuser, lagen zu beiden Seiten an den Ufermauern breite, schwarze, offene Kähne. Wir fuhren ruhig zwischen ihnen hindurch. Die Luft war hier zwar besser als in der Stadt, doch drückend war sie auch hier.

»Gut, daß wir Venedig heute verlassen haben«, sagte ich. »Bei diesem Wetter... «

Ich redete nicht weiter; denn unser Motorboot fing zu schaukeln an. Der Bootsfahrer, dem man vom Ufer aufgeregt von beiden Seiten etwas zurief, hatte die Hände in die Luft geworfen und dann das Steuerruder scharf herumgerissen, weil unser Boot ins Schlingern geraten war. Nun stellte er den Motor ab, und während wir auf eine freie Stelle an der Ufermauer zuschaukelten, auf einen schmucklosen Bootspfosten zu, sagte der Bootsfahrer in einem Italienisch,

das ich verstand: »Meine Schwester hat eben einen Sohn bekommen. Es ist ihr erster. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mir das Bürschchen schnell mal angucke? Es ist nicht weit von hier, und ich bin gleich zurück.«

Ohne eine Antwort von uns abzuwarten, sprang er, nachdem er das Boot am Pfosten rasch vertäut hatte, auf die Ufermauer, winkte uns flüchtig noch einmal zu, rannte davon und verschwand in einer Gasse.

»Der hat Familiensinn«, sagte Timm Thaler. »Was tun wir jetzt? Gehn wir spazieren? So schnell kommt unser Bootsmann sicherlich nicht zurück.«

Ich fand die Luft zu drückend zum Spaziergehen. Auch Krescho hatte dazu keine Lust. So schlug ich vor, Timm möge uns im Boot, das ja bequeme Sitze hatte, seine Geschichte von dem Wegwerf glas erzählen. »Für eine Glasgeschichte«, sagte ich, »gibt es kaum einen besseren Ort als die Insel Murano. Und auf dem Wasser ist es wenigstens ein bißchen kühl.«

Da erzählte Timm uns, während uns von der Ufermauer manchmal Leute zuwinkten, die Geschichte:

Misposegeist oder Nobel geht die Welt zugrunde

In den Tagen des Wohlstands trank alle Welt Misposegeist.

Misposegeist war ein berühmter Schnaps, gewonnen aus dem Saft der Mispel und der Aprikose. Er wurde verkauft in einer gedrunenen Flasche aus grünlichem Muranoglas. Der Korken war mit rotem Siegelack versiegelt, in den die Lettern C.F.D. verschlungen eingedrückt waren. Die Flasche war eingewickelt in grünliches Seidenpapier und stand in einem bunt lackierten viereckigen Pappkarton, der mit Mispel- und Aprikosenblüten bedruckt war. In dem Karton lag am Boden ein Heftchen aus Büttenspapier, in dem in altmodischen Buchstaben die Geschichte des Misposegeistes aufgeschrieben war, die Geschichte des Schnapses mit der *milden Reife der Subtropen*.

Misposegeist wurde vom Hause Düncker hergestellt, Inhaber C. F. Düncker senior. Es gab auch einen C. F. Düncker junior. Der war zu jener Zeit, von der ich hier erzähle, ein vierzehnjähriger Junge.

Und mit Carl Friedrich Düncker junior, Cari genannt, fängt die Geschichte an, und zwar mit seinem vierzehnten Geburtstag.

An diesem Tage rief sein Vater ihn frühmorgens zu sich in sein Arbeitszimmer, in dem auch Onkel Eduard, des Vaters Bruder, saß.

»Mein werter Sohn und Erbe«, sagte der Vater hier ein bißchen feierlich, »du sollst, da du jetzt vierzehn Jahre alt bist, erfahren und erleben, was alles nötig ist, um eine Flasche unseres Misposegeistes herzustellen. Ich schenke dir zu diesem Zwecke eine Reise, auf der dich Onkel Eduard begleiten wird.«

Herr C. F. Düncker senior überreichte seinem Sohn ein Fahrscheinheft, und Onkel Eduard – »ein Sozialfall«, wie man

in der Firma sagte, weil er für das Geschäftemachen kein Talent hatte –, auch Onkel Eduard erhielt aus seines Bruders Hand ein Fahrscheinheft. Dann sagte Caris Vater: »Mach die Augen auf, und gute Fahrt, mein Sohn!«

Noch am selben Tage gingen Onkel Eduard und Cari auf die Reise. Als sie das Haus verließen, das in einem feinen Viertel stand, stieg vor dem Nachbarhaus gerade der Dienerchauffeur Albert aus dem Auto und winkte ihnen zu. Er hatte eingekauft. Unter dem rechten Arm trug er einen viereckigen länglichen Karton. Durch das dünne Seidenpapier, in das er eingewickelt war, konnte man buntlackierte Mispel- und Aprikosenblüten erkennen.

»Der Albert hat Misposegeist gekauft. Ein gutes Zeichen für den Anfang unserer Reise«, sagte Cari.

»Abwarten, mein Herr Neffe«, sagte Onkel Eduard. Dann fuhren sie zum Bahnhof.

Ein schneller Zug entführte sie ins Niederbayrische, wo sie auf einem altmodischen Bahnhof in einen Bummelzug umsteigen mußten.

Von diesem nicht sehr schnellen Zuge aus sahen sie Reihen hoher alter Bäume vorüberziehen; und farnüberfingerte Felswände glitten an ihnen vorbei. Manchmal öffneten sich freundliche Talmulden mit Dörfern und Holzstapelplätzen oder mit flachen Fließchen, die blank und blitzend über das Geröll sehr breiter Betten purzelten. Zuweilen winkten aus den Tälern Kinder herauf.

»Eine feine frische, feuchte Gegend«, sagte Cari.

»Und deshalb eine Holzgegend«, ergänzte Onkel Eduard. »Wir werden hier das Holz besichtigen, das für die Verpackung von Misposegeist benötigt wird.«

Dies taten sie zwei Tage lang in Begleitung des rotgesichtigen Herrn Widmann, der Wälder und ein Sägewerk besaß. Sie besichtigten eine riesige leere Stelle mitten im Hochwald, eine frisch geschlagene Lichtung, deren Bäume an eine Papiermühle verkauft worden waren; sie gingen zum Rauschen eines Flusses über schmale Bretterbrückchen, die

die Betonklötze von Wasserwehren miteinander verbanden, und hinüber zu dem Sägewerk des Herrn Widmann; sie spazierten durch eine kleine Ortschaft, die Widmannssäge hieß; und sie aßen zwischendurch so viele Knödel, Würste, Rehschlegel und Haxen, daß der sonst gertenschlanke Onkel Eduard den Ansatz zu einem Bäuchlein bekam.

Als der Bummelzug die beiden Reisenden wieder forttrug, sagte Onkel Eduard: »Jetzt werde ich zwei Tage fasten.«

Cari, der immer tüchtig zugelangt, aber nicht zugenommen hatte, sagte: »Mir hat's geschmeckt. Und jetzt kenne ich die schönen Wälder, die wir benötigen für unseren Misposegeist.«

»Nur für die Verpackung, Cari«, sagte Onkel Eduard. »Nur für die Verpackung.«

Dann waren sie wieder auf dem altmodischen Bahnhof und stiegen um in einen schnelleren Zug. Er brachte sie in eine nicht sehr weit entfernte Stadt.

In dieser Stadt, die ein stattlicher Fluß durchrauscht, steht am Flußufer eine alte Papiermühle. Sie stellt neben Karton und ganz gewöhnlichem Papier auch allerfeinstes handgeschöpftes Büttenpapier her.

Hier lernte Cari, weil ein Meister namens Weilhuber ihn führte, daß das Papier zuerst ein Brei auf einem Sieb ist, ein Brei aus feingemahlten Holzfasern und Lumpen. Erst wenn der Brei getrocknet wird, geglättet und geschnitten, bekommt man das Papier. Das feine Büttenpapier aber, lernte Cari, das man auch »handgeschöpftes Bütten« nennt, das kommt aus einer Bütte, einem Bottich, aus dem man mit der Hand auf einem Drahtsieb den dünnen Brei herausschöpft. Aus diesem Brei entstehen die Büttenpapierblätter mit dem ungleichmäßigen Rand.

Als Onkel Eduard und Cari die Papiermühle verließen, sagte Cari: »Jetzt kenne ich also die Papierherstellung, die so wichtig ist für unseren Misposegeist.«

»Nur für die Verpackung, Cari«, sagte Onkel Eduard. »Nur für die Verpackung.«

Danach fuhren die zwei in eine große Stadt zu einer

Druckerei.

Hier lernte Cari bei dem Lärm der Druckereimaschinen und beim Geruch nach Druckerschwärze, wie man in vier verschiedenen Arbeitsgängen den bunten Karton des Misposegeistes bedruckt. Er lernte auch, daß jene altmodische Schrift, in der die Geschichte des Misposegeistes erzählt wird, immer noch – Bleiletter für Bleiletter – mit der Hand gesetzt werden mußte, in einen festen eisernen Rahmen hinein. Er lernte ebenfalls, daß dieser Satz altmodischer Lettern sehr selten und daher sehr kostbar war.

Als Onkel Eduard und Cari die Druckerei verließen, sagte Cari: »Jetzt weiß ich also, daß für unseren Misposegeist das Kostbarste gerade gut genug ist.«

»Nur für die Verpackung, Cari«, sagte Onkel Eduard. »Nur für die Verpackung.«

Das nächste Ziel der beiden Reisenden war eine kleine Lackfabrik. Sie stellte noch, hauptsächlich für den Vatikan in Rom, den roten Lack zum Siegeln her, mit dem in alten Zeiten Urkunden gesiegelt wurden und der bei dem Misposegeist den Korken überzog, geschmückt mit den drei Lettern C.F.D.

Ein alter Meister, achtzig Jahre alt, zeigte dem Cari, was man für den Siegelack benötigt: den Schellack, der von asiatischen Läusen kommt, das Terpentin von Nadelbäumen, das Kolophonium, ein Harz, gleichfalls von Bäumen, und dann den Farbstoff, um den Lack zu röten.

»Wir haben viele Dankschreiben für unseren Lack bekommen, auch vom Papst«, sagte der alte Meister.

Cari aber sagte, als er mit Onkel Eduard die Lackfabrik verließ: »Jetzt weiß ich also, was zum Luftabschließen nötig ist für unseren Misposegeist.«

»Aber der Lack ist nur für die Verpackung, Cari«, sagte Onkel Eduard. »Das, was den Geist in seiner Flasche hält, das ist ein ganz gewöhnlicher Korken.«

Dann waren sie am Bahnhof angekommen und bestiegen einen D-Zug nach Venedig. Vom Bahnhof von Venedig aus fuhren die beiden Reisenden in einem Wassertaxi, einer

geschlossenen Barkasse, zur Insel Murano. Hier nahm Herr Vetrinelli sich der beiden an. Er zeigte ihnen im Palazzo Giustinian kostbare Gläser, Vasen, Lampen und Figuren, Glaskunstwerke, die ältesten vom dreizehnten Jahrhundert, die jüngsten aus unseren Tagen. Er führte sie auch zu den Glasbläsern, die ihre Blasrohre in eine rotglühende Masse tunkten und mit ein bißchen Luft die seltsamsten Gebilde daraus blasen. Er führte sie schließlich in eine Glasfabrik, in der die Flaschen für Misposegeist, von einem berühmten Glaskünstler entworfen, sorgfältig, wenn auch nur in Serie, hergestellt wurden.

»Jetzt weiß ich also«, sagte Cari, als sie Murano wieder verließen, »welch feines Glas benötigt wird für unseren Misposegeist.«

»Für die Umhüllung, Cari«, verbesserte Onkel Eduard ihn, »nur für die Umhüllung.«

Bald darauf stiegen sie am Bahnhof von Venedig wieder aus dem Wassertaxi aus, nahmen sich ein Taxi auf Rädern, fuhren zum Flugplatz und bestiegen hier ein Flugzeug, das sie zu einer Insel vor der Küste Afrikas trug.

Ein warmer weicher Wind vom Meer empfing sie auf der Insel, dazu ein junger Mann namens Paquito, der eine Leinenhose, ein Polohemd und Segeltuchschuhe trug. Er war so braun wie die Erde der Insel, die man vom Flugplatz aus sah.

Der junge Mann fuhr sie in einem alten Auto in halsbrecherischem Tempo über die Insel, am Rande tiefer Schluchten entlang, durch Palmenhaine und Olivengärten, bis sie in einem engen Tale waren, das links und rechts am Fuße steil ansteigender Hänge Gärten hatte, Gärten mit Mispel- und Aprikosenbäumen. Die Gärten zogen sich endlos am Rande der Straße hin.

Vier Ehepaare genügten, die Gärten zu pflegen, sagte der junge Mann. Nur zur Zeit der Ernte müßte man Pflücker anheuern. Dann mußten Onkel Eduard und Cari die Früchte probieren, die runden, schon rot überhauchten süßen

Aprikosen und die länglichen kleineren gelb-bräunlichen Mispeln, die süßsauer schmecken.

Als die beiden Reisenden einige Tage später wieder von der Insel fortflogen – sie hatten an ihren Stränden noch im warmen Meer gebadet –, sagte Cari: »Jetzt weiß ich also, wo die Früchte wachsen, aus denen unser Misposegeist gewonnen wird.«

»Und wie man aus den Früchten Branntwein brennt, das«, sagte Onkel Eduard, »weißt du ja.«

Nach einem schönen Flug durch einen blauen Himmel landeten die beiden dort, wo sie ihre Reise begonnen hatten. Fred, der Privatchauffeur des Hauses Düncker, holte sie ab und fuhr sie heim.

Es war gerade Mülltag, als sie vor dem Elternhause Caris ankamen. Vor allen Zäunen standen gefüllte Mülltonnen. Und vor den Mülltonnen des Nachbarhauses stand Albert, der Dienerchauffeur. Er war damit beschäftigt, grünliches Seidenpapier, eine gedrungene grünliche Flasche und ein Heftchen aus feinstem Büttenpapier, bedruckt mit altmodischen Buchstaben, in den buntlackierten Karton des Misposegeistes zu stopfen. Als ihm dies auch gelungen war, schloß er den Karton sorgfältig, öffnete den Deckel einer Mülltonne, ließ den Karton hineinfallen, klappte den Deckel wieder zu und ging ins Haus.

Cari, der ihm stumm zugesehen hatte, dachte an die gefällten Bäume des Herrn Widmann, an die Papiermühle und an die alte Druckerei, dachte an den roten Siegelack, den selbst der Papst gelobt hatte, und an die Insel Murano mit dem schönen Glas. Onkel Eduard aber sagte: »So plumpsen an jedem Mülltag viele hundertmal Verpackungen eures Misposegeistes in die Tonnen. Nobel geht die Welt zugrunde.«

Dann gingen sie ins Haus, Onkel Eduard, der kein Talent für das Geschäftemachen hatte, und Cari, der Sohn und Erbe des Hauses Düncker, das den Misposegeist herstellt, den Branntwein mit der *milden Reife der Subtropen*.

Noch während Timm Thaler uns die Geschichte im

Motorboot erzählt hatte, war von irgendwoher aus einer Gasse Musik an unser Ohr gedrungen. Nun, als er die Geschichte beendet hatte, hörten wir deutlich, daß es Leierkastenmusik war, und Krescho rief: »Ein Leierkasten! Den muß ich sehen!« Er stand auf, sprang ans Ufer, wodurch unser Boot leicht ins Schaukeln kam, und verschwand in derselben Gasse, in der unser Bootsfahrer verschwunden war.

Hinter mir aber hörte ich jetzt eine Stimme sagen: »Das hübsche bißchen Drumherum, Herr Thaler, das den Mispögeist damals so beliebt gemacht hat, was sollte daran denn verwerflich sein?«

Als ich mich umdrehte, saß auf der Ufermauer ein alter Mann mit einem zerfransten Strohhut auf dem Kopf und einer altmodischen Sonnenbrille vor den Augen. Er bohrte mit dem rechten Zeigefinger in der Nase.

Timm, sich bequem zurücklehnend im Boot, antwortete: »Der Müll, Signore, wurde zu der Zeit, als alle Welt Mispögeist getrunken hat, verbrannt. Das heißt, im Grunde brannten da auch Bäume mit, nachdem sie für ganz kurze Zeit fesch-modisch einen Schnaps umkleidet hatten.«

»Aber die Bäume brachten doch ihr gutes Geld«, sagte der Alte.

»Ich denke nicht ans Geld, Baron«, sagte Timm Thaler. Dann, als der Alte mühsam aufstand und sich dabei einmal um sich selber drehte, wobei sich aus dem Alten der Baron herauschälte, mit Sonnenbrille und im Glencheckanzug, fuhr Timm fort: »Wenn Bäume neunzig oder hundert Jahre brauchen, um sich auszuwachsen wie jene, die Herr Widmann schlagen ließ, dann soll man solche Bäume nicht für modischen Schnickschnack fällen und für den Schnickschnack Wald und Wetter ändern und verschlechtern. Die große Wüste Sahara, Baron, so schön sie ist in ihrer wilden Größe, die Wüste Sahara ist auch durch die Schuld des Menschen entstanden. Denn früher war sie wasserreich und grün.«

»Ob wirklich nur der Mensch schuld ist an all den Wüsten«, sagte der Baron, »das ist...« Mit einemmal änderte er Stimme,

Ton und Sprache, als aus der Gasse Krescho und der Bootsfahrer herauskamen. Mit einemmal, nach einer Drehung um sich selbst, sah ich und hörte ich den alten Mann wieder, der jetzt in italienisch sagte: »... questo e la questione«: »... das ist die Frage.«

Dann, wieder ausführlich in seiner Nase bohrend, ging der Alte, leicht hinkend, davon, und unsere Ausreißer sprangen zurück in das Boot, zuerst Krescho, der das Lied von den süßesten Früchten sang, die nur die großen Tiere fressen, dann unser Bootsfahrer, der uns erzählte, wie schön und stramm der Sohn von seiner Schwester sei.

Danach fuhren wir ein bißchen durch Murano, zuerst rechts in den Kanal des heiligen Donato hinein, an dessen Ufer wir die Kirche Santa Maria und Donato besichtigten, im Stil halb Morgen- und halb Abendland, wie in Venedig viele Kirchen auch; dann fuhren wir in einem großen Bogen um die Insel herum und wieder in den Canal Grande hinein. Hier machten wir an der kleinen Glasbläserbrücke fest.

Ein Herr, der ebenso hieß wie in Timm Thalers Geschichte, ein Herr Vetrinelli, führte uns hier zuerst durch hohe Häuserwände hindurch, dann durch einen leeren hallenden Fabriksaal und schließlich über einen Hof voller Kartons und Holzwolle in die Glasbläserei.

Die Hitze war, da ja die Außentemperatur schon drückend war, entsetzlich. Wir waren nach wenigen Schritten schon schweißdurchnäßt. Die Hitze kam vor allem von dem großen gasgespeisten Ofen in der Mitte her, in dem rundum, aber durch Wände in Sektoren abgeteilt, die Feuerstellen waren, hellrot lohend. In diesen Feuerstellen, mitten in den Feuern, standen die Kübel mit dem rotglühenden flüssigen Glas.

Die Glasarbeiter holten an Rohren, die sie beständig drehten, ein Weniges aus dieser Masse heraus. Bliesen sie dann ins Rohr hinein, begann die weiche Masse sich aufzublähen und konnte mit Zangen weiterbearbeitet werden. Manche jedoch bliesen nicht ins Rohr hinein, sondern formten allein mit Zangen aus der weichen Masse schöne Gegenstände.

Die Einrichtung erschien mir praktisch, aber auch gefährlich, weil alles hier so offen war. Die Arbeiter aber piffen oder sangen trotz der Hitze, vielleicht, um sich ein bißchen gute Laune vorzutäuschen, vielleicht, weil sie tatsächlich guter Laune waren.

Wir sahen der Entstehung eines Kerzenhalters zu, der einfach, schön und trotzdem kunstvoll wurde. Dann hielten wir es in der Hitze nicht mehr aus. Wir verließen die Glasbläserwerkstatt.

Da nun ein jeder, der Muranos Glasbläser besichtigt, hinterher in die Verkaufssäle geführt wird, um dort Glas zu kaufen, führte Herr Vetrinelli uns ebenfalls dorthin. Die Säle waren klimareguliert. Es war angenehm kühl in ihnen.

Mir hatte es hier, schon gleich beim Eintritt in den ersten Saal, ein Kronleuchter angetan, ein funkelndes Gebilde gläserner Tränen, das, wie Herr Vetrinelli uns erklärte, fünfzig Millionen Lire kostete. Ich stand wie geblendet unter dem Flirren und Blitzen und sah, winzig und vielfach gespiegelt in den geschliffenen Tropfen, wie Herr Vetrinelli, Timm und Krescho sich vorwärtsbewegten. Von Träne zu Träne sprangen ihre Bildchen, bis sie den Saal verlassen hatten und ich allein unter dem Kronleuchter stand.

Jetzt hörte ich eine Stimme hinter mir sagen: »Ein schönes Stück, nicht wahr?«

Ich drehte mich um und sah einen dunkel gekleideten Herrn, aus dessen Brusttasche ein blütenweißes Spitzentaschentuch quoll. Es roch ganz leicht nach Nelken. Und dieser Geruch erinnerte mich plötzlich an eine Zugfahrt kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, an eine Zugfahrt in Deutschland in einem schmutzigen, rüttelnden Zug, in dem dieser Herr mir auf seltsame Weise ein Mittagessen spendiert hatte. Gleichzeitig erinnerte der Herr mich an eine Busfahrt durch Rom. Wie er hieß, wußte ich sofort, und er bestätigte es mir.

»Grandizzi«, sagte er und verbeugte sich leicht. »Wir kennen uns ja. Der Kronleuchter scheint Ihnen zu gefallen.«

»Sehr«, sagte ich – immer noch in Gedanken an jene Fahrten mit dem Zug und mit dem Bus, bei denen der Herr seltsamerweise genauso ausgesehen hatte wie jetzt in Murano, obwohl das viele Jahre her war. »Der Kronleuchter gefällt mir sehr«, wiederholte ich.

»Möchten Sie ihn haben?«

Jetzt sah ich ganz deutlich, daß er sich seit damals nicht verändert hatte. Entweder war er also geschminkt, oder er hatte sich wieder jungoperieren lassen.

Da ich dem Herrn vor lauter Gedanken keine Antwort gegeben hatte, fragte er noch einmal: »Möchten Sie den Kronleuchter haben?«

Ich gab zur Antwort, daß ich ihn lieber nicht in meinem Hause hätte. »Würde ich dieses kunstvolle Gebilde in mein Haus hängen, Signore Grandizzi«, sagte ich, »dann müßte ich alles drumherum für ihn drapieren. Und das ist mir zu teuer.«

»Für die Drapierung würde unsere Firma sorgen, falls Sie uns gestatten, Ihnen den Leuchter zu schenken«, sagte Grandizzi und schlug, als ich ihn verwundert ansah, die Augen nieder. Dann verschränkte er die Arme über der Brust und schritt langsam, jenseits eines übermannshohen Regals mit kostbaren Vasen, durch den Saal. Wie in einem alten Stummfilm sah ich seinen Kopf ruckweise zwischen den Vasen erscheinen und wieder verschwinden.

Ich fragte ihn: »Von welcher Firma sprechen sie, Signore?«

Grandizzi blieb stehen und blickte zwischen zwei schlanken Vasen zu mir herüber. »Die Firma«, sagte er dabei, »sollte Ihnen gleichgültig sein, wenn Sie so fürstlich beschenkt werden. Interessanter dürfte für Sie die kleine Bedingung sein, die mit der Schenkung verknüpft ist.«

»Welche Bedingung?« fragte ich.

»Ich möchte Ihnen ein ähnliches Angebot machen wie damals in dem Zug und wie später im Hotel 'Forum' in Rom. Damals lehnten Sie ab. Heute sind Sie, hoffe ich, gescheiter.«

Grandizzi schritt, die Hände jetzt auf dem Rücken verschränkt, um das Regal herum auf mich zu. Dabei sagte er:

»Die dummen kleinen Geschichten des Herrn Thaler, mein Herr, so hübsch sie sich auch anhören mögen, sollten nicht aufgeschrieben und nicht schwarz auf weiß verbreitet werden.«

»Und Sie meinen, Signore Grandizzi«, fragte ich, »daß ich sie aufschreiben werde?«

»Da das Aufschreiben Ihr Beruf ist und Sie schon einmal etwas Unpassendes aufgeschrieben haben, besteht die Gefahr«, sagte er. »Daß Sie sie nicht aufschreiben, lassen wir uns gerne etwas kosten. Sie bekämen zum Kronleuchter auch das passende Haus am Wasser, dazu mit einer Yacht, falls Sie das wünschen, und unter Umständen sogar am Canal Grande.

Mir kam es plötzlich so vor, als sei Signore Grandizzi eines von vielen Stehaufmännchen, die immer wieder nickten und mir immer wieder Häuser und Yachten anboten, und plötzlich mußte ich lachen. Ich lachte so, daß einige Gläser zu klirren begannen und Herr Grandizzi mich erschrocken ansah. »Was ist denn lächerlich an meinem Vorschlag?« fragte er entgeistert. Und fragte gleich noch einmal: »Warum lachen Sie denn?«

»Weil ich mir vorkomme wie im Kasperltheater, Signore Grandizzi«, sagte ich.

Dann kamen Herr Vetrinelli, Timm und Krescho in den Saal zurück, und Herr Grandizzi, immer noch ein Verwundern im Gesicht, zog sich sehr schnell durch einen der drei Ausgänge zurück. Timm aber fragte mich, worüber ich gelacht hätte, und ich sagte: »Ich sah zwischen den Vasen eine komische Figur. Habt ihr Glas gekauft?«

»Ja«, sagte Timm, »Rubinschalen mit goldenem Blütenmuster und langstielige weiße Gläser. Sie werden gerade verpackt. Dir hat es, scheint's, der Kronleuchter hier angetan.«

»Er hat's mir angetan«, bestätigte ich. »Aber wer solche Kronleuchter in seinem Hause haben will, muß sehr viel Geld verdienen. Und Geld verdienen *müssen* mag ich nicht.«

»Ich auch nicht«, sagte Krescho. »Ich möchte es lieber

spielend verdienen, zum Beispiel beim Marionettenspiel mit meinem Vater.«

Während wir die eingepackten Schalen und Gläser abholten, erfuhr ich, daß Krescho schon seit seinem siebenten Jahr im Marionettentheater seines Vaters mitspielte und daß er auch schon Puppen schnitzte, aber nicht etwa Könige und Prinzen, sondern Leute von heute, zum Beispiel die Leute aus seines Vaters neuen Geschichten.

»Dann werden also Tiburtius Schark, Big Meyer oder Onkel Eduard demnächst Timm Thalers Puppen werden«, sagte ich, als wir uns von Herrn Vetrinelli verabschiedet hatten und wieder zum Motorboot gingen.

Ja, meinte Timm, so könne man es sagen.

Dann waren wir an der kleinen Brücke angekommen und stiegen in unser Boot ein.

Während der Fahrt auf der Lagune kühlte uns der Fahrtwind angenehm, doch in Venedig war es wieder schwül, und hier machte Timm uns den Vorschlag, mit dem Motorboot gleich weiterzufahren – bis zu dem kleinen Seebad, in dem sein gemieteter Bungalow stand. »Du kannst bei uns auch schlafen«, sagte er zu mir. »Es ist noch ein Zimmerchen frei.«

Ich war mit seinem Vorschlag einverstanden, und der Bootsfahrer, der dadurch mehr verdiente, war es auch. So schlängelten wir uns denn durch die Kanäle, bis wir aus dem Kanal hinter dem Markusdom hinaustuckerten in die Markusbucht, die wir mit voll aufgedrehtem Motor durchfuhren, um dann, an den letzten weißen Villen Venedigs vorbei, in eine Welt einzufahren, die ganz anders war als die zurückgelassene Stadt, besonders unter dem schweren bleiernen Himmel.

Die Welt war hier durchsichtig, gläsern, doch so, als sähe man sie durch rauchfarbenedes Glas, und alle Farben waren blaß. Nur die Segel dreier Boote vor einem entfernten Ufer leuchteten in kräftigem Rostrot herüber.

Wir mußten hier sehr langsam fahren, da das Wasser seicht war. Schlickufer mit dichtwachsenden Binsenbeständen zogen

an uns vorüber, ein einsamer Leuchtturm auf einem Inselchen trieb vorbei, und überall, wohin das Auge sah, ragten meist schrägstehende Stöcke aus dem Wasser, und Netze spannten sich zwischen den Stöcken aus.

Mir war, als führen wir durch eine verwunschene Gegend, und ähnlich schien auch Krescho zu empfinden; denn er sagte: »Das sieht von der Barkasse ja ganz anders als vom Dampfer aus, als ob der See verzaubert wäre.«

»Es ist aber kein Zaubersee, es ist eine von Menschen bewohnte Lagune«, sagte Timm. »So sah es hier überall aus, bevor Venedig entstand. Noch bis zum sechsten Jahrhundert lebten in der Lagune nur Fischer, Muschelsammler und Leute, die Salz aus dem Wasser gewannen. Die hätten sich nie träumen lassen, daß die Lagune einst die Königin der Meere werden würde, die größte Handelsstadt der Welt zu ihrer Blütezeit.«

»Und das haben die Nachkommen der Fischer und Muschelsammler aus der Lagune gemacht?« fragte Krescho ein bißchen erstaunt.

»Nein«, sagte sein Vater, »das haben Flüchtlinge gemacht, Flüchtlinge aus dem Norden, die vor Hunnen, Lombarden oder anderen Eroberern geflohen sind und die wohl anspruchsvoller als die Fischer und die Muschelsammler waren. Die bauten langsam und auf über hundert Inseln die Stadt Venedig auf. Wo einst auf Schlick das Schilf gestanden hat, da bauten sie Paläste.«

»Und davon profitierten natürlich die Fischer und Muschelsammler«, meinte Krescho.

Aber sein Vater schüttelte den Kopf. »So läuft das nicht, mein Junge«, sagte er. »Die Welt des Handels ist ganz anders als die Welt in der Lagune. Aus einem schlichten Muschelsammler macht man nicht plötzlich einen Handelsmann. Wohlhabenheit, die Ansprüche stellt an die Welt, funktioniert ganz anders als die genügsame Zufriedenheit in der Lagune.«

Wir fuhren jetzt an einer Schlickbank vorüber, auf der,

knietief im Schlick, ein Mann mit einem großen Hut stand und gebückt nach Muscheln grub. Sein Gesicht war von der breiten Hutkrempe verdeckt. Als aber Timm jetzt sagte, er könne uns zu diesem Thema eine Geschichte erzählen, hob der Mann den Kopf. Er trug eine dunkle Brille und blickte uns, wie mir schien, feindselig an. Auch murmelte er etwas, das sich anhörte wie »storie, storie, maledizione«: »Geschichten, Geschichten, verflucht noch mal.« Doch ist auch möglich, daß ich mich verhört habe, da der Muschelsammler nur ganz kurz aufblickte. Gleich danach bückte er sich wieder, und wir ließen ihn hinter uns zurück.

Wir fuhren jetzt, zwischen Inselchen hindurch und um Landzungen herum, langsam ins offene Meer hinein. Dabei wiederholte Timm, er habe da eine Geschichte zum Thema Wohlhabenheit und Anspruchslosigkeit. Falls wir sie hören wollten...

Wir wollten sie natürlich hören. Und so erzählte Timm, nachdem er den Bootsfahrer gebeten hatte, nicht allzu schnell zu fahren, bei unserer Ausfahrt in das Meer und danach auf die Meere die Geschichte:

**Tante Rosi
oder
Verpackung macht das Leben schön**

Vor den Tagen des Wohlstands wurde der achtjährige Martin von einer alten Tante namens Rosi immer mit englischen Bonbons beschenkt, wenn er für sie einkaufen ging. Martin hielt seine Tante für sehr reich. Sie hatte nämlich, wie er wußte, Aktien, und in der kleinen gemieteten Wohnung, in der sie lebte, standen nicht weniger als sechsundzwanzig große Delfter Deckelvasen in Weiß und Blau, die einen »kolossalen Wert« hatten, wie Martins Schwester Ilse sagte.

In Wirklichkeit war Tante Rosi aber weder reich noch arm. Sie war so irgend etwas dazwischen. Zwar war sie sehr reich aufgewachsen, zusammen mit Martins verstorbenem Vater, in einem großen Haus mit einem Park, in dem es einen See mit Binsenufer gab; aber dann war ihr Vater – man kann sagen, über Nacht – ein armer Mann geworden, und von dem Herrenhaus war die Familie in das Gärtnerhaus gezogen. Am Ende waren von dem großen Reichtum nur ein paar Aktien übriggeblieben, die Tante Rosi jetzt besaß und die ihr jährlich so viel einbrachten, daß sie die Wohnungsmiete davon bezahlen konnte. Im übrigen lebte Tante Rosi von Stoffresten, von Resten aus den großen Tuchfabriken, die sie zweimal im Jahr von einem gemieteten Lieferwägelchen abholen ließ und auf dem Lande an kleine Geschäfte verkaufte.

Tante Rosi lebte bescheiden, aber in sozusagen feiner Bescheidenheit. Sie war immerhin von kostbaren Vasen umgeben, die Reste aus dem alten Reichtum waren, und das, was Martin für sie einkaufte, ein Viertelpfund Ingwerstäbchen, ein Fläschen Samoswein, zwei Tafelchen Orangenschokolade oder ein Gläschen mit Früchten in Rum, war teure Feinkost – Luxusleckerei.

Doch in den Tagen des Wohlstands änderte sich allmählich alles für Tante Rosi. Da gab es zwar die Reste aus den Tuchfabriken immer noch, aber kaum jemand kaufte sie ihr

jetzt noch ab, auch nicht mehr auf dem Lande. Und ein Viertelpfund Ingwerstäbchen gab es nicht mehr. Man kaufte jetzt Ingwer in Honig, und zwar in einem Porzellengefäß, das man natürlich mitbezahlen mußte. (Es glich ein wenig einer Delfter Deckelvase.) Auch gab es Samoswein nicht mehr in Viertelliterflaschen, und Früchte in Rum gab es nur in Kristallgefäßen, die teurer waren als die in ihnen schwimmenden Früchte.

Als Martin zwölf Jahre alt war, sah er seine Tante sich merkwürdig verändern. Das Einkaufen besorgte sie jetzt selbst, und zwar mit abgezähltem Kleingeld in einem unscheinbaren roten Kinderportemonnaie, um keine Diebe anzulocken, wie sie sagte. Auch hatte sie jetzt nie mehr englische Bonbons im Haus, auch keine Ingwerstäbchen mehr und keine Schokolade. Was sie jetzt einkaufte, waren vor allem Kartoffeln und Eier. Kam Martin einmal bei Tante Rosi vorbei, die jetzt drei Schlösser an der Flurtür hatte, kriegte er allenfalls ein Spiegelei über zwei Salzkartoffeln.

»Ich habe jetzt gerade noch so viel, daß ich mein nacktes Leben fristen kann«, sagte die Tante.

Wenn Martin, ein baumlanger Kerl inzwischen und schon Mopedfahrer, der Tante vorschlug, ihre Aktien und Vasen zu verkaufen, da sie von dem Erlös selbst bis ins hohe Alter noch gut werde leben können, dann fauchte Tante Rosi katzenhaft und sagte: »Das Geld, das man auf Banken spart, ist dreimal in meinem Leben schon kaputtgegangen. Die Aktien sind aber nie kaputtgegangen. Und die verkauf ich nicht. Ich müßte ja verrückt sein.«

So lebte Tante Rosi in der Zeit der kostbaren Verpackungen von Eiern und Kartoffeln, bis sie den Martin eines Tages bat – er war inzwischen vierzehn –, sich zu erkundigen, was eine ihrer Delfter Vasen ihr wohl brächte.

Martin, ein flinker Junge, wenn's ums Geld ging, fotografierte eine Vase, maß sie aus, pauste das Markenzeichen ab und ging zu einem Porzellanhändler. Der sagte erst einmal, als Martin ihm etwas von Porzellan erzählte:

»Die Delfter Ware ist kein Porzellan. Sie ist Steingut mit Bleiglanz, junger Herr. Aber falls Ihre Vase um siebzehnhundert herum gefertigt worden ist, kann sie trotzdem noch einen guten Preis erzielen. Darf ich sehen?«

Der Händler sah sich Foto, Ausmaße und Warenzeichen an und sagte dann: »Ich kann Ihnen achthundert Mark für diese Vase bieten.«

Martin, ein, wie gesagt, schon schlauer Junge, sagte der Tante, daß die Vase ihr sechshundert Mark einbrächte.

Damit jedoch war für die Tante das Thema Vasenverkauf beendet. »Verschenken kann ich meine letzten Kostbarkeiten nicht«, erklärte sie. »Dafür bin ich zu arm.«

Drei Jahre lang lebte Tante Rosi weiter von Eiern und Kartoffeln. Sie glich bald (was sie vor dem Spiegel selbst sagte) einem halbverhungerten Huhn. Ob zwischen ihrer Haut und ihren Knochen irgendwo noch Fleisch vorhanden war, das durfte man bezweifeln. Im vierten Jahr aber brachten ihre Aktien einen unerwarteten kleinen Gewinn, und Tante Rosie lud den nun schon siebzehnjährigen Martin zu einer kleinen Reise ein. Sie fuhren, als Martin Sommerferien hatte, in das Dorf, an dessen Rand in einem Park das Haus steht, in dem Tante Rosi aufgewachsen war. Zu diesem Haus, das jetzt ein Heim für Invaliden war, führte die Tante ihren Neffen.

Sie konnten ungehindert durch den Park spazieren und kamen ungehindert bis zum See.

Beim Ufer, an dem Binsen wuchsen, ließen sie sich auf einer Holzbank nieder. Der See lag still im Sommerlicht, die Frösche quarrten, und Libellen schossen vorüber.

»Von diesem See«, erklärte Tante Rosi, »kommt unsere Familie her. Hier hat sie, seit dem vierzehnten Jahrhundert schon, Fische und Krebse mit Netzen und Reusen gefangen, immer mit allerhöchster fürstbischöflicher Erlaubnis – bis mein Großvater, dein Urgroßvater, einen Tuchhandel begann und bald darauf ein Reicher im Lande wurde.«

»Und wo, Tante Rosi, ist all der Reichtum geblieben?« fragte Marin.

»Mein Vater, der dein Großvater war, ein Mann mit tausend Ideen, aber ohne Sitzfleisch, hat alles verpulvert, mit guten Absichten und schlechten Ratgebern. Und nun sitze ich hier, ein halbverhungertes Huhn, und bin die letzte, die noch ein paar Vasen und ein paar Aktien hat. Und die sollen, wenn ich mal nicht mehr bin, dir und deiner Schwester Ilse gehören. Macht damit, was ihr wollt. Das Leben ist ja sinnlos. Und nun laß mich allein, mein Junge. Ich möchte ein bißchen träumen.«

Da ging Martin in das Dorfgasthaus zurück, in dem die Tante und er sich eingemietet hatten, und als Tante Rosi am Abend nicht erschien, ging er zum Tanz in einen Dorfkrug, den es hier noch gab.

Er tanzte dort bis früh um drei und schlich, als er danach wieder im Gasthaus war, auf Zehenspitzen in sein Zimmer, um die Tante im Nebenzimmer nicht zu wecken.

Doch Tante Rosi weckte niemand mehr. Am nächsten Morgen fand man sie im See, am Ufer zwischen den Binsen. Ihre Schuhe standen, säuberlich nebeneinander, unter einer Holzbank. Sie war zurückgegangen in das Wasser, von dem ihre Familie hergekommen war.

Die Untersuchung der Leiche ergab, daß Tante Rosi zwar ertrunken war, daß sie mit Sicherheit aber auch dann gestorben wäre, wenn sie den Gang ins Wasser unterlassen hätte. Sie wäre gestorben an den Folgen allzu langen Hungerns.

Begraben wurde Tante Rosi, mit Erlaubnis der Behörden, im Park ihres ehemaligen Elternhauses, in dem auch ihre Eltern und Großeltern lagen. Martin weinte bei dem Begräbnis sehr.

Nach dem Begräbnis seiner Tante aber ging er in Begleitung seiner Schwester Ilse zur Testamentseröffnung. Hier erfuhren die Geschwister, daß sie die alleinigen Erben Tante Rosis wären.

Drei Wochen später stellte sich heraus, daß Tante Rosis Delfter Deckelvasen zu einer sehr gesuchten Serie aus dem Jahre siebzehnhunderteins gehörten und daß die Aktien gerade äußerst günstig standen. Also verkauften die Geschwister

beides, und sie erlösten eine beträchtliche Summe. Dafür erwarben sie teure Verpackungen, Kleider, Anzüge und zwei schicke Autos. In den Kartons, in denen ihre neue Kleidung lag, las man, schön golden und auf Schwarz gedruckt, die Werbung: »Verpackung macht das Leben schön.«

Als Timm Thaler die Geschichte beendet hatte, war die kleine Mole des Seebades, an der wir aussteigen mußten, schon sichtbar. Unser Bootsmann, der merkte, daß er wieder schneller fahren durfte, drehte den Motor voll auf, und nun hüpfen wir über die Wellen. Krescho sagte dabei: »Wie kann man nur mit so viel Geld verhungern? Ich versteh das nicht.«

»Ich schon«, sagte sein Vater und erklärte: »Man nennt das Altersgeiz. Schau, wer, wie Tante Rosi, nichts mehr auf der Welt hat als eine bestimmte Summe Geldes, gleich, ob in Aktien oder auf der Bank, und dabei merkt, daß seine Kräfte schwinden, der denkt entsetzt daran, daß er haushalten muß, daß alles, was er ausgibt, weg für immer ist und niemand ihm das je wieder ersetzen wird. So ist es jedenfalls in einer reinen Geldgesellschaft. Dort, wo man noch in Sippen lebt, ist es natürlich anders und gleichfalls dort, wo es für alle alten Leute Renten gibt. Aber die Tante Rosi stammte eben aus der Welt des Geldes.«

Wir glitten jetzt mit abgestelltem Motor an die kleine Mole, und Krescho sprang von Bord, um das Haltetau am Poller festzumachen. Der Bootsfahrer jedoch hatte das Tau schon jemand anders zugeworfen, der hinter einigen Leuten auf der Mole stand und nun das Tau geschickt am Poller festmachte. Es war – in vollem Kostüm: in Glencheck und mit Brille – der Baron, der nun dem Bootsfahrer auch einen großen Geldschein reichte und Timm und mir aus der Barkasse auf die Mole half. Dann machte er das Tau vom Poller wieder los, warf es zurück ins Boot, und ehe wir auch nur ein Dankeschön oder Aufwiedersehen sagen konnte, hatte das Boot schon wieder abgelegt und fuhr davon. Der Bootsfahrer winkte zurück mit einem Augenzwinkern.

»Ist der bei Ihnen angestellt, Baron?« fragte Krescho

erstaunt.

»Nein, nein, er spitzt nur manchmal die Ohren ein wenig für mich, Herr Krescho«, sagte der Baron.

»Er spitzt die Ohren? Kann er denn auch Deutsch?«

»Natürlich spricht er Deutsch, Herr Krescho. Er fährt doch für die deutsche Handelsflotte. Darf ich die Herren nun...«, der Baron knickte leicht in der Hüfte ein, »... darf ich die Herren nun zu ihrem Bungalow begleiten?«

»Es ist uns ein Vergnügen«, sagte Timm und ging mit dem Baron voraus, während Krescho und ich den beiden folgten. »Es ist uns ein Vergnügen«, wiederholte Timm, »vor allem, weil Sie zu der Geschichte von der Tante sicherlich etwas anzumerken haben.«

»Das habe ich, Herr Thaler«, sagte der Baron, »und zwar mit allem Nachdruck. Sie wollen mir den Tod der Tante in die Schuhe schieben.«

»Den Tod der Tante?« fragte Timm und blieb betroffen stehen. »Warum sollte ich Ihnen Tante Rosis Tod anlasten?« Timm ging wieder weiter und fuhr fort: »Von Schuld und Unschuld ist dabei doch keine Rede, Baron. Die kleine Geschichte zeigt nur, wie der Wohlstand funktioniert, dieses Vor-Angst-Versteinern, wenn das Geld ausgeht, und den Verpackungswohlstand bei Ingwer und bei Erben.«

»Jetzt soll die Verpackungsindustrie verteufelt werden!« rief ironisch der Baron. »Wie originell!«

Doch Timm gab ihm, ganz ohne Ironie, zur Antwort: »Nein. Wenn die Verpackungsindustrie so wichtig wird, Baron, wie sie es in den Wohlstandstagen war, dann liegt's auch an den Leuten, die solche Verpackung haben wollen. Die spielen sich die Bälle doch gegenseitig zu, die Hersteller und die Verbraucher.«

»Sie sehen also«, fragte der Baron, »keinen Zusammenhang zwischen den Firmen unsrer Gruppe und dem Tod der alten Tante?«

Timm lachte laut auf und fragte: »Warum so skrupulös, Baron? Wollen Sie sich verteidigen, wo man Sie gar nicht

anklagt? Sie sind verändert.«

»Die Zeit, Herr Thaler, hat sich so verändert«, sagte der Baron. »Aber jetzt muß ich mich verabschieden. Es war mir interessant. Empfehle mich.«

Dann war er so merkwürdig schnell wie immer verschwunden.

Wir anderen aber gingen zum Bungalow, den Krescho aufschloß, und setzten uns wieder mit Wein auf die Terrasse.

Da es ein feiner leichter Rotwein war, den wir da tranken, beflügelte er das Gespräch, das sich weiter um die Verpackung drehte, und mich beflügelte er sogar, aus der Geschichte der Verpackung zu berichten.

»Die Weltgeschichte der Verpackung«, so erzählte ich, »beginnt – so wie auch die Geschichte vieler großer Reiche – bei Binse, Ried und Rohr, bei Netzen, Körben, Knüpf- und Flechtarbeiten, an Seeufern, von denen die Familie Tante Rosis herkam, und in Lagunen wie in der Lagune von Venedig. Schaut euch das alte Ägypten an, das Land am Nil, da wimmelte es von Netzen und Körben, für die es sogar eine eigene Göttin gab. Geht zu der alten Korbmacherkultur am Stillen Ozean, in Nordamerikas Südwesten. Da kochte man sogar in dicht geflochtenen Körben, in die man heiße Steine warf. Schaut die Azteken an im alten Mexiko. Da hat man Schlick im Korbgeflecht verpackt zu schwimmenden Gärten, die heute noch, im zwanzigsten Jahrhundert, Mexiko-Stadt mit Obst und Gemüse versorgen.«

»Und was gab's nach den Netzen und den Körben für eine Verpackung?« fragte Krescho.

»Die Töpferei, Keramik, Porzellan«, antwortete ich. »Guckt euch in Griechenland die Scherben an. Sie liegen überall, wo sich die Menschen trafen. Dort waren Töpfe Butterbrotpapier, nicht für Getränke nur benutzt, auch für Oliven, Nüsse oder Feigen. Waren sie leer, zerschlug man sie wohl auch als Opfer. Töpfe – gefüllt, geleert, zerschlagen für die Götter.«

»Und nach den Töpfen?« fragte Krescho. »Was kam da?«

»Metall, Glas, Pappe und Papier«, antwortete ich. »Und

weil das alles Ware wurde, käuflich, entstand eine Verpackungsindustrie. Und diese Industrie... « Ich sprach nicht weiter. Der Kies knirschte. Ein Mädchen kam ins Licht. Es brachte, schön auf Weinblätter gelegt, gebratene Täubchen.

Krescho sprang auf und rief: »Ah, Giovanna, was für eine Überraschung!« Dann führte er das Mädchen in den Bungalow hinein.

Timm aber sagte, Giovanna mit den Täubchen auf den Weinblättern nachblickend: »Und das ist nun die Urverpackung: Blätter. Die gab's schon lange, bevor man Ried und Rohr verflocht, bevor man Töpfe brannte, Glas blies und Papier aus Bütten schöpfte.«

Bald darauf, als wir uns bei dem Mädchen für die Überraschung bedankt hatten (sie war, erfuhr ich, eine Schwester von Kreschos Tennispartner), bald darauf aßen wir zum Wein gebratene Täubchen und gingen spät, als es noch immer schwül war, schlafen. Bevor ich einschlief, setzte laut der Regen ein, und über dem Geräusch des Regens hörte ich eine entfernte Stimme sagen: »Aufschreiben sollte man das alles nicht. Sonst könnte ein Junge leicht zu Schaden kommen.«

Da fröstelte mich, obwohl ich unter einer warmen Decke lag.

DER DREIUNDSECHZIGSTE TAG, AN DEM ICH MIT TLMM VOR EINEM GEWITTER IN EINEN LIEGESTUHLSCHUPPEN FLÜCHTE. FÜHRT EINEN GEISTLICHEN HERRN UND EINE GESCHICHTE VON DER VERKAUFTEN MENSCHENLIEBE UND SPÄTER IN EINEM KLEINEN LEUCHTTURM EINE KOMISCHE WERBEGESCHICHTE VOR.



Der nächste Tag war frisch und heiter. Der Regen hatte

aufgehört, aber noch tröpfelte es überall von Blättern und von Zweigen, und am Strand, an dem ich mit Timm nach dem Frühstück einen Morgenspaziergang machte, war der Sand noch naß.

Während wir dort, hart am Wasser entlang, spazierengingen, sagte ich Timm, daß der Baron, der uns von der Promenade her sehr förmlich begrüßt hatte, seltsam verändert wäre. »Er ist ganz anders als zu deiner Kinderzeit«, sagte ich. »Obwohl er mir heute nacht drohte, Krescho könne zu Schaden kommen, wenn ich die Geschichten aufschreibe, zweifle ich jetzt unter dem Tageslicht, ob er tatsächlich fähig ist, Krescho zu schaden.«

»Wer Geschäfte machen will, muß mit der Mode gehen«, antwortete Timm ruhig. »Auch der Baron muß es. Damals, zu der Zeit, als ich ein Kind war, verkaufte er Margarine an arme Leute, über die er lachte. Heute verkauft er Sonne oder anderes an viel anspruchsvollere Leute. Damals spielte er den großen Herrn. Heute spielt er den Clown, weil er nervös geworden ist. Aber guck dir den Himmel an: Da kommt schon wieder Regen.«

Timm zeigte aufs Meer, über dem eine schwarze Wolkenwand sich vorschob, die rasch auf uns zuwuchs.

»Das gibt ein Gewitter«, sagte ich. »Wohin flüchten wir?«

Wir waren bis ans Ende des Strandes gegangen, an dem keine Häuser mehr standen. Doch gab es hier einen großen Schuppen für Liegestühle. In den huschten wir durch eine halboffene Tür hinein, als die ersten Tropfen uns trafen. Nicht mehr ganz trocken, aber auch nicht eigentlich naß, retteten wir uns zu den Liegestühlen, bevor der Regen auf das Dach zu prasseln begann.

Im Schuppen roch es nach geteerter Dachpappe und feuchtem Leinen oder Segeltuch. Erkennen konnte ich beim Eintritt zunächst nichts. Meine Augen mußten sich auf das Halbdunkel erst einstellen. Dann aber erkannte ich schmale längliche Fenster hoch oben in den Wänden, die dem Schuppen bei dem dunklen Wetter aber nur Schummerlicht

gaben, und unten an den Wänden die aufgestapelten Liegestühle.

Wir klappten uns jeder einen Liegestuhl auf und legten uns so hinein, daß wir einander zugekehrt waren. So lauschten wir eine Weile schweigend dem Prasseln des Regens, bis wir plötzlich bemerkten, daß wir in dem Schuppen nicht allein waren. Über dem Geräusch des Regens hörten wir es hüsteln.

Wir wandten die Köpfe und sahen unweit des Eingangs jemanden stehen. Beschieden vom Licht aus der halboffenen Tür, stand da, zur Hälfte ins Dunkel getaucht, mit rundem breitkrempigem Hut, langer Soutane und feinem weißem Streifen am Hals, ein geistlicher Herr.

Nun, da er uns die Köpfe wenden sah, trat er vor, so daß die schlanke hohe Gestalt in vollem Licht dastand, und sagte: »Der Regen, meine Herren, trieb mich vor Ihnen in diesen Schuppen. Ich machte mich durch Räuspern bemerklich, um Sie nicht zu erschrecken. Im Dunkel oder besser: im Halbdunkel erschrickt man ja sehr leicht. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Padre Ambrosio von der Gesellschaft Jesu.«

Wir erhoben uns, stellten uns ebenfalls vor und nötigten den Padre in einen Liegestuhl hinein, den Timm für ihn aufgeklappt hatte.

Meine Augen hatten sich mittlerweile an das Licht im Schuppen gewöhnt. Ich sah deutlich die schmalen Hände des Padre, die leicht abgestoßenen Ränder der Ärmel seiner Soutane und die unförmigen Stiefel, die am unteren Ende des Liegestuhls unter dem Soutanensaum vorstanden.

»Das ist ein Wetter für die Bauern«, sagte der Padre jetzt. »Wachswetter, Kürbiswetter, Gerstenwetter.«

»Doch leider kein Touristenwetter«, sagte Timm.

Der Padre breitete ratlos seine Hände aus. »Wem soll der, der das Wetter macht, es recht machen?« fragte er. »Dem Landmann, der das Brot anbaut, oder dem Städter, der nach grauen Mauermonaten die Sonne sucht?«

Ein plötzlicher Regenschwall ging trommelnd auf das

Schuppendach nieder. Dann war wieder gleichmäßiges Prasseln zu hören, und Timm antwortete: »Dem Menschen, Padre, braucht niemand es im Grunde recht zu machen. Er kommt in allen Gegenden und Temperaturen auf dieser Erde zurecht.«

»In Erfüllung des Gebotes: »Füllet die Erde und machet sie euch Untertan«, sagte Padre Ambrosio. »Erstes Buch Moses, erstes Kapitel, Vers achtundzwanzig.«

»So kann man es sich zurechtlegen«, meinte Timm. »Aber es hat wohl auch mit der Anpassung zu tun. Wer sich nicht anpaßt, kommt in der Natur ja um.«

»Und ebenfalls in der Gesellschaft«, sagte, die schmalen Hände ineinanderlegend, Padre Ambrosio.

»In der Gesellschaft?« fragte Timm aus seinem Liegestuhl. Dann gab er sich selbst zur Antwort: »Ah ja, natürlich, auch in der Gesellschaft, Padre. Auch in der Gesellschaft. Ich kann darüber sogar eine Geschichte erzählen.« Timm stellte seinen Liegestuhl jetzt so ein, daß er mehr saß als lag, und fuhr dann fort: »Da anzunehmen ist, daß es noch eine Weile regnen wird, kann meine kleine Geschichte vielleicht dazu dienen, die Zeit zu verkürzen. Sprechen Sie Deutsch, Padre?«

Die beiden hatten bis zu diesem Augenblick italienisch miteinander gesprochen. Ich hatte mich deshalb in das Gespräch nicht eingemischt. Ich spreche ja nur kümmerliches Italienisch. Nun aber, als Padre Ambrosio antwortete, daß er, in Köln am Rhein geschult, der deutschen Sprache mächtig sei, wurde deutsch gesprochen, und Timm sagte, gerade als ein erster Blitz über dem Meere niederging und Donner folgte: »Meine Geschichte, Padre, spielt in Köln am Rhein, wo Sie geschult wurden und vielleicht auch die Weihen empfangen.«

»Dann ist es eine Geschichte, die mir nicht nur zur Kurzweil, sondern auch zur Erinnerung dient«, sagte mit einem Lächeln, das man hören konnte, Padre Ambrosio. »Sie beschenken mich doppelt.«

»Vorausgesetzt, daß Ihnen die Geschichte auch gefällt«, sagte Timm Thal er.

Dann erzählte er uns im Schummerlicht vom aufgerichteten Liegestuhl aus die Geschichte:

**Die verkaufte Menschenliebe
oder
Wer sich nicht anpaßt, der kommt um**

In den Tagen des Wohlstands überkam den Apothekergehilfen Joseph Köster in Köln am Rhein, einen vierzigjährigen Mann, der sich auch von der Gesellschaft der Zeugen Jehovas angezogen fühlte, eine Art Vision.

Als am Dienstag nach Ostern die Frau des Schrotthändlers Marx wieder einmal eine Einkaufstasche mit meist unnützen Medikamenten füllte, Medikamenten, deren Preis das Monatsgehalt Joseph Kösters überstieg; als ein am Kopf blutendes kleines Mädchen in die Apotheke gestürzt kam und schluchzend berichtete, ein ihm unbekannter Junge habe es geschlagen; als Joseph Kösters Frau in der Apotheke anrief und erzählte, ihre Nachbarin, die Schmitze, seien in Italien in eine Schlucht gestürzt, samt ihrem nagelneuen Wohnwagen, »und alle tot«; als alles dies an einem einzigen Tag, dem Dienstag nach Ostern, geschah, überkam den Joseph Köster ein Gesicht. Er sah, ohne daß die Glocke über der Tür gebimmelt hätte, jemanden in die Apotheke eintreten, jemand Unbestimmtes, aber mehr Mann als Frau, mehr jung als alt, mehr zart als kräftig. Dieser Unbestimmte ging auf Joseph Köster zu, sah ihn groß an mit wasserblauen Augen und sagte: »Das alles gibt es, weil es an der Liebe fehlt, an Menschenliebe. « Dann, während Joseph Köster, wie er später erzählte, reglos dastand, unfähig, sich zu rühren, verließ der Unbestimmte, ohne daß die Glocke bimmelte, die Apotheke wieder, und Joseph Köster war's, als wache er aus einem Traume auf.

Seit diesem Tag jedoch, einem Dienstag nach Ostern, begann Joseph Köster Verse zu sammeln und auch selber zu schreiben, Verse über die Menschenliebe, die in den Tagen des Wohlstands so seltsam abhanden gekommen war. Er suchte und fand Verslein darüber in der Bibel, suchte und fand dies

und das in Goethes gesammelten Werken wie das vielleicht nicht ganz passende:

»Glück ohne Ruh, Liebe, bist du!«

Und er reimte selbst Aufrufe an die Menschheit, sich mehr zu lieben – etwa:

»Freut euch der Wiese, bevor sie gemäht ist, Freut euch vorm Ernten am wogenden Feld! Liebet einander, bevor es zu spät ist! Liebet euch, Menschen, und schön wird die Welt.«

Doch ließ Joseph Köster es beim Sammeln und Dichten allein nicht bewenden. An seinen freien Nachmittagen, am Dienstag und am Donnerstag, vor allem aber an den Sonntagen, an denen er keinen Feiertagsdienst hatte, trug er in Köln am Rhein auch seine Verse aus, geschrieben mit seiner alten Schreibmaschine auf einfaches Papier und mit weißem Nähzwirn zusammengeheftet von seiner Frau. Er trug sie aus mit Theo, seinem zehnjährigen Sohne, der auf die oberste der drei oder vier Schreibmaschinenseiten mit Ölkreide den Engel der Liebe malte, mit einem Heiligenschein und einer Kerze in der Hand.

Und Joseph Köster fand mit seinen Versen Anklang, etwa bei einem alten Rentner, einem Flüchtling aus Schlesien, der Emil Quint hieß. Der lernte die Gedichte nämlich auswendig und trug sie öffentlich vor, in der Straßenbahn, im Milchladen, auf Bänken am Rheinufer und manchmal sogar leise im Hintergrund des Doms während der Messe.

Das gereimte Lob der Menschenliebe verbreitete sich zu Köln am Rhein. Es gab sogar einen Bücherliebhaber, einen pensionierten Oberlandesgerichtsrat, der Joseph Kösters Verse sammelte und sie, als er fünfzig Schreibmaschinenseiten zusammenhatte, sehr fein in roten Saffian binden ließ. Als er das kostbar gebundene Buch Joseph Köster und seinem Sohne zeigte, waren die beiden gerührt; und Theo fand, jetzt müsse eine neue Schreibmaschine her.

Heimlich besprach Theo dies mit seiner Mutter, und die kaufte, auf Raten natürlich, eine elektrische Schreibmaschine und in der Papierwarenhandlung beim Dom das beste

Schreibmaschinenpapier, das im Handel war. (Und es gab feines Papier in den Tagen des Wohlstands.)

Merkwürdigerweise war Emil Quint, der schlesische Renter, ein wenig unwirsch, als die Verse nun in feiner Schrift auf feinem Papier zu ihm kamen. »Es kommt nur auf den Inhalt an, Herr Köster«, sagte er, »nur auf den Inhalt. Das Äußere ist Firlefanze.«

Auch der pensionierte Oberlandesgerichtsrat benahm sich nicht wie sonst, als Joseph Köster und sein Sohn mit den viel feineren Blättern zu ihm kamen. Er murmelte: »Gewiß, sehr schön, sehr schön. Aber das ist nicht mehr der Stil des Anfangs. Zu geschneigelt.«

Sonst aber gab es nichts als Lob für die freundlichen Verse, die niemandem weh taten und die nun sogar auf blütenweißem Papier mit Wasserzeichen standen.

Joseph Köster fand mit seinen Versen so viel Anklang, daß er all denen, die sie gerne haben wollten, sie bald schon nicht mehr liefern konnte. Obwohl er seine ganze Freizeit opferte fürs Sammeln, Sichten, Dichten und Abschreiben, kam er nicht nach. Oft mußte Söhnchen Theo die Blätter allein austragen, während sein Vater an der Schreibmaschine saß.

Das Ansinnen einer Buchhandlung, die Blätter zu drucken und für einen geringen Preis unter die Leute zu bringen, wies er entrüstet zurück. Er sagte darüber in einem Vers, der auf der ersten Seite einer Lieferung stand, genau unter dem Engel der Liebe:

»Man ist mir käuflich beigegeben,
Doch Liebe, die verkauft man nicht!
Ich habe keine Mark genommen
Ich dichte gratis dies Gedicht!«

Trotz dieser hochherzigen Haltung, die dem Sammler und Dichter der Menschenliebe alle Ehre machte, wurde die Lage schwierig, als Joseph Kösters Frau zur Entlastung ihres Mannes einen Vervielfältigungsapparat anschaffte, auf Raten

natürlich. Denn obwohl das Gehalt ihres Mannes vergleichsweise gut war, war es für Sonderausgaben, wie eine elektrische Schreibmaschine oder ein Vervielfältigungsapparat sie erfordern, doch wieder nicht gut genug.

In dieser Lage, die die Familie an einem Sonntagmittag besprach, hatte Söhnchen Theo einen Einfall. Man brauche ja nicht gleich die Menschenliebe zu verkaufen, sagte er, aber vielleicht etwas Verwandtes aus der Welt des Handels, etwa das Schmerzmittel Obeliskal. »Das ist sehr billig«, sagte Theo. »Und viele Menschen haben es oft nicht zur Hand, wenn sie es brauchen. Und gegen Schmerzen zu helfen, das hat ja auch mit der Liebe zu tun.«

Aber Joseph Köster wies das Ansinnen seines Sohnes ebenso streng zurück wie vorher das der Buchhandlung. »Die Menschenliebe«, sagte er, »muß selbstlos sein. Ich kann zu den Versen nicht Obeliskal verkaufen.«

Aber eine Woche darauf, als nicht mehr zu übersehen war, daß die Familie Köster mit dem Gelde nicht mehr hin und her kam, wurde der Vorschlag Theos noch einmal überdacht, besprochen und dann vom Vater, »probeweise«, wie er sagte, angenommen. »Ich spreche mit dem Chef der Apotheke darüber«, fügte er hinzu. »Von ihm will ich's abhängig machen, ob wir auch Obeliskal anbieten sollen.«

Der Apotheker, Joseph Kösters Chef, war schon nach kurzem Überlegen gern bereit, Obeliskal zur Verfügung zu stellen, fünfzehn Prozent Gewinn für Joseph Köster. »Man braucht es dauernd, und man hat es nie«, sagte der Apotheker. »Obeliskal gleich an der Haustür anzubieten, das ist ein Glanzeinfall, Herr Köster.«

»Es war ein Einfall meines Sohnes, Chef«, sagte sein Angestellter.

Aber der Apotheker sagte: »Um so besser. Die jüngere Generation, Herr Köster, ist viel cleverer als wir. Sie weiß: Wer sich nicht anpaßt, der kommt um. Und hier haben Sie einen Karton mit Obeliskal. Versuchen Sie Ihr Glück.«

Das Glück, das der Apotheker mit dem billigen

Schmerzmittel wünschte, das Handelsglück, übertraf die kühnsten Erwartungen. Schon bald, noch nicht einmal nach vierzehn Tagen, war Joseph Köster nicht mehr der Sammler und Dichter der Menschenliebe, sondern »der Mann, der mit Tabletten an die Haustür kommt und dabei diese komischen Verse verschenkt«.

Der Apotheker ließ ihn bald ganztägig reisen, organisierte diesen Haustür-Handel, finanzierte Joseph Köster ein neues Auto, ließ überall verbreiten, daß der Joseph Köster selbstlos reise aufgrund einer Vision in seiner Apotheke, und verdiente daran.

Bald wurde das Tablettenangebot des Joseph Köster immer größer, und seine Verse wurden immer weniger. Er dichtete nur noch beim Autofahren und gab die Verse seiner Frau in Ruhepausen telefonisch durch. Er dichtete jetzt auch über das Geschäftsleben, etwa:

Ist wild auch das Geschäftsgetriebe: Vergesst nicht die Menschenliebe! Die Menschenliebe ist ein Schatz. Verliert ihn nicht bei eurer Hatz!

Joseph Kösters Frau schrieb die Verse auf eine Matritze, vervielfältigte sie und heftete sie zusammen, wenn genügend beisammen waren. Doch freute sie sich, wenn das nicht zu oft geschah; denn als die Frau eines erfolgreichen Vertreters hatte sie jetzt, wie sie sagte, »Wichtigeres« zu tun.

Schon ein Jahr nachdem er die Vision gehabt hatte, war Joseph Köster unversehens zu einem der wenigen erfolgreichen Haustür-Vertreter in Köln geworden, der außer Tabletten auch ein paar ausgewählte andere Artikel anbot.

Und genau ein Jahr später, am Dienstag nach Ostern, erinnerte Joseph Köster sich plötzlich, wenn auch nur dunkel, wieder an die Vision, die er gehabt hatte, und er beschloß, einen seiner ersten und ältesten Verbündeten im friedlichen Streite für die Menschenliebe zu besuchen, den Rentner Emil Quint.

Er beschloß das so überstürzt, man könnte beinah sagen: visionär, daß seine dicke Lederaktentasche noch weit

offenstand, als er an der Tür des Rentners läutete.

Emil Quint öffnete selbst die Tür und rief, freudig erstaunt: »Mein Gott, Herr Köster, da sind Sie ja endlich wieder! Haben Sie neue Verse? Darf ich?«

Er griff mit spitzen Fingern in die offene Aktentasche hinein und zog ein Heft aus feinstem Kunstdruckpapier daraus hervor. »Wie fein gedruckt«, sagte er dabei, und diesmal gar nicht unwirsch. Dann aber erstarrte er vor dem Bild einer Pistole, auf der in schöner Schrift geschrieben stand:

WOHLSTAND SCHAFFT KRIMINALITÄT KAUFT SELBSTSCHUTZWAFFEN

Da ließ er, mit einer leichten Bewegung des Ekels, das Heft wieder in die Aktentasche zurückfallen und sagte: »Ach, Herr Köster, Sie haben uns einmal die Menschenliebe geschenkt. Jetzt haben Sie sie verkauft.«

Er schloß mit traurigem Gesicht die Tür vor Joseph Köster.

Der Regen hatte unter der Geschichte aufgehört. Das Gewitter war weitergezogen. Jetzt regte Padre Ambrosio sich hörbar in seinem Liegestuhl und sagte: »Dank für die schöne visionäre Geschichte, Herr Thaler. Ich war durch sie wieder in Köln am Rhein, am Dom, am Altmarkt und am Fluß mit seinen Brücken.«

Er erhob sich aus dem Liegestuhl, und nun sah ich etwas sehr Sonderbares: An der Wand nahe der Tür lehnte ein zusammengefaltetes Zelt mit einem Plastikfenster, in dem sich spiegelte, was durch die halboffene Tür von jener Stelle aus zu sehen war.

Und was zu sehen war, war der Baron. Er stand hager und hoch vor ziehenden Wolken da und bewegte sich, das war das Allerseltsamste, spiegelverkehrt zu Padre Ambrosio. Wenn er die linke Hand hochhob, hob Padre Ambrosio, von sich aus gesehen, die rechte. Ging der Padre nach rechts, ging der Baron, von sich aus gesehen, nach links. So war, während der Padre sich im Schuppen bewegte, der Baron dort draußen vor

der Tür sein lebendes Spiegelbild. Nur ihre Münder bewegten sich nicht spiegelbildlich, sondern unterschiedlich; denn der Baron bewegte die Lippen ganz anders als der Padre, viel ärgerlicher, wie mir schien, und heftiger.

Während der Padre nun gemessenen Schrittes auf und ab ging und ich im Plastikfenster den Baron vor ziehenden Wolken in der gleichen Weise auf und ab gehen sah, sagte der Padre: »Ja, die Menschenliebe; ein kostbar Ding und allen Schutzes wert. Aber der Mensch als das Ebenbild Gottes...«

»Oder umgekehrt«, warf Timm Thaler ein.

»Ja, oder umgekehrt«, sagte der Padre. »Ich meine nur die Spiegelbildlichkeit von Mensch und Gott.«

»Und Gott und Teufel«, warf Timm Thaler ein.

»Ja, auch von Gott und Teufel«, sagte der Padre. »Die Spiegelbildlichkeit dieser sehr großen geistigen Entwürfe hat zur Folge, daß sie sich gegenseitig durcheinanderspiegeln und es ein ungetrübtetes Spiegelbild nicht gibt. Wen sollen wir denn lieben? Lieb ich Gott so, daß ich in seinem Namen Menschen brennen lasse? Lieb ich den Menschen so, daß mir mein alter Gott zu nichts zerrinnt? Soll ich den Teufel lieben, der sein Garn zwischen Gott und dem Menschen spinnt? Wen soll ich denn lieben, wenn alles so kompliziert ist?«

Der Padre warf die Arme in die Höhe, und im Plastikfenster sah ich den Baron die Arme in die Höhe werfen, aber mit einem beinah lachenden Gesicht.

Dann ließ der Padre seine Arme wieder sinken und sagte: »Es hat zu regnen aufgehört. Dank für die freundliche Gesellschaft und für Ihre Geschichte, Herr Thaler.«

Er verbeugte sich, wie sich der Baron im Plastikfenster verbeugte, und ging so hinaus, wie der Baron hereinkam. Im Lichte der halboffenen Tür flossen die beiden ineinander. Dann trat der Baron hohnlachend in den Schuppen und rief: »Verkaufte Menschenliebe! Was für eine rührende Geschichte! Selbstlose Liebe gibt es nicht.«

»Auch nicht in meiner Geschichte, Baron«, sagte Timm Thaler und erhob sich aus dem Liegestuhl. »Meine Geschichte

zeigt ja die Unmöglichkeit selbstloser Liebe in der Welt, die wir bewohnen, selbst solcher rührenden, wie es die von Joseph Köster war.«

»Und was soll die Geschichte dann beweisen?« fragte der Baron.

»Diese Unmöglichkeit, sofern sie überhaupt etwas beweisen muß«, sagte Timm Thaler. »Sie erprobt Möglichkeiten, weiter nichts.«

An der Tür war jetzt ein Geräusch zu hören. Als wir hinguckten, kam Krescho herein und sagte, nachdem er eine Weile ins Dunkel gestarrt hatte: »Also hier seid ihr. Ich hab euch nach dem Tennis überall gesucht. Habt ihr etwa wieder Geschichten erzählt?«

»Ja, über zu erprobende Möglichkeiten«, sagte der Baron. Und Krescho, der ihn erst jetzt erkannte, sagte: »Ah, Baron!«

Dann sagte ich: »Wollen wir diesen dunklen Schuppen nicht endlich verlassen? Es hat schon lange zu regnen aufgehört.«

Nacheinander gingen wir durch die halboffene Tür hinaus zum Strand. Ich sah dabei mein Spiegelbild im Plastikfenster. Es war mein eigenes Gesicht.

Draußen war's immer noch oder schon wieder frisch. Vom Meer her kamen immer noch Wolken gezogen. Der kleine dicke Leuchtturm auf der Felsnase, die den Strand begrenzte, glänzte nach dem Regen.

Auf diesen Leuchtturm, einen gedrungenen viereckigen Bau aus Naturstein mit einer runden Kuppel obendrauf, wanderten wir nun zu. »Er ist immer offen«, sagte Krescho. »Und er darf als Aussichtsturm benutzt werden.«

Krescho hatte recht: Die Eingangstür des Turms war offen. Auf einer Treppe, die um den Turmkern herum nach oben führte, kam man zur runden Kuppel mit den dicken Rundumfenstern. Von der Beleuchtungsanlage war nur ein runder Sockel stehengeblieben, um den herum Korbsessel verteilt waren. Durch das Rundumfenster sah man hinab auf das Meer und auf den Strand.

Ich war mit Krescho vorausgegangen. Als wir nun in der Turmkuppel standen und auf das Meer blickten, auf dem Wolkenschatten wanderten, fragte er mich: »Warum ist der Baron wohl so hinter den Geschichten meines Vaters her?«

»Weil er die Wirkung der Werbung kennt«, gab ich zur Antwort und setzte mich in einen Sessel. »Er meint wohl, diese Geschichten sind Gegenwerbung gegen seine Handelswerbung.«

»Und warum gibt er sich jetzt so moralisch?« fragte Krescho, der sich gleichfalls setzte.

»Weil das Mode ist, Krescho«, sagte ich. »Er paßt sich an. Aber besonders schmecken tut's ihm nicht. Was wollte er eigentlich im Zuge von dir? Ist dir das wieder eingefallen?«

»Ja«, sagte Krescho. »Als ich heute nacht darüber nachgedacht habe, ist es mir wieder eingefallen: Er wollte mein Weinen haben.«

»Dein Weinen?« fragte ich verblüfft und dachte an das Mädchen Nele, das – ganz im Gegensatz zu Krescho – laut ihrem Vertrag mit dem Baron nicht weinen *durfte*.

Leider konnte ich darüber nicht weiter nachdenken, denn Timm und der Baron erschienen in der Leuchtturmkuppel. Sie schienen über die Werbung zu reden. Timm sagte gerade: »Der Clou wäre die Werbung an sich. Die Werbung für nichts.«

»Für nichts?« Der Baron blieb gebückt im Eingang zur Turmkuppel stehen. »Für nichts, Herr Thaler? Geht denn das?« Jetzt kam auch der Baron herein, und er und Timm setzten sich ebenfalls.

»Werbung für nichts?« murmelte der Baron noch einmal.

Timm antwortete lachend: »Ja, Werbung für nichts. Für Kuks zum Beispiel, das es gar nicht gab.«

»Kuks? Ist das etwa eine Geschichte?« fragte Krescho erwartungsvoll.

Sein Vater nickte und sagte: »Da wir hier bequem sitzen, mit einem schönen Blick auf Meer und Land, sollte ich die Geschichte, die demnächst ein Stück wird, hier vielleicht

erzählen.«

Wir waren damit einverstanden, und so hörten wir in der Leuchtturmkuppel, die letzte graue Wolken überflogen, die Geschichte:

**Kuks
oder
Wer nicht wirbt, stirbt**

In den Tagen des Wohlstands ging durch die Büros der Werbeagentur Carl Henne (Werbeprosch: Henne legt Ihnen goldene Eier) ein Raunen.

»Es kam ein Scheck von beinahe zehn Millionen«, flüsterte hinter vorgehaltener Hand das Fräulein Siebecke, die Buchhalterin: »Mit der Post!« Im Munde der drei Lehrlinge der Firma handelte es sich sogar um zwölf Millionen Mark. Und in der graphischen Abteilung war die Rede von einer »märchenhaften Summe«.

Im Büro des Chefs aber, in dem der Scheck auf dem Schreibtisch lag, handelte es sich um genau acht Millionen siebenhunderttausend Mark. Der Scheck war klein und grün und kam von einer Bank aus Tunis, Nordafrika, im Auftrag von SNA.

»Fräulein Siebecke! Siebecke!« Carl Henne, der den Scheck längere Zeit fast liebevoll betrachtet hatte, rief nach der Buchhalterin, und weniger später klopfte es, und die gute Siebecke, ein schmales Fräulein, huschte ins Büro. »Was für ein Scheck ist das hier, Siebecke? Wer oder was ist SNA?«

»Ich weiß es nicht, Herr Henne. Der Scheck kam komischerweise mit der Post. Darf ich mal?« Fräulein Siebecke nahm den Scheck vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger, betrachtete ihn über den Rand ihrer goldgefaßten Brille und sagte dann: »Unten links steht mit Bleistift Cux geschrieben.«

»Cux?« Carl Henne runzelte die Stirn. Dann aber glättete sie sich wieder, und Carl Henne, ein elegant gekleideter großer Herr mit etwas Bauch, stand auf und sagte: »Cux also. Ein einprägsamer Name. Darf ich?«

Er nahm dem Fräulein Siebecke den Scheck ab und betrachtete ihn auch, ebenfalls über den Rand der Brille, deren

Gestell aus Horn war. Dann wiederholte er: »Cux also. Aber das x am Schluß gefällt mir nicht, ks ist besser. Cuks. Und da sich zwei k besser machen, ersetzen wir das Anfangs-C durch K: Kuks.« Carl Henne kickte das Wort wie einen hübschen runden kleinen Fußball vor sich her: Kuks. Und es gefiel ihm immer besser. »Ein solcher Name und dazu acht Millionen siebenhunderttausend Mark, Siebecke, das wird der Schlager der Saison oder der nächsten vier Saisons. Rufen Sie mir Oskar. Ich danke Ihnen.«

»Wofür, Herr Henne?«

»Für die Auffindung eines fabelhaften Markennamens, Fräulein Siebecke: Kuks.«

»Erst abwarten, dann Tee trinken«, sagte Fräulein Siebecke. Dann ging sie.

Carl Henne aber durchmaß mit sogenannten raumgreifenden Schritten sein Büro und ward nicht müde, kuks zu sagen, kuks, kuks und immer wieder kuks.

Als Oskar kam, der Chef der graphischen Abteilung, sagte Carl Henne: »Wir haben einen Knüller mit zwei K, Oskar, und dazu beinahe zehn Millionen Mark.«

»Gerüchteweise, Chef, hab ich das schon gehört. Aber was hat das mit zwei K zu tun?«

»Das Ding heißt Kuks, nach meinem Vorschlag mit zwei K geschrieben. Was sagst du dazu? Kuks mit zwei K!«

Oskar von Sass, ein magerer mittelgroßer Mann mit sehr weißem Gesicht unter dem lichten Haar, horchte, statt gleich zu antworten, dem Lautgebilde nach, das ihm Carl Henne kickend zugeworfen hatte. Dann sprach er es vorsichtig aus: »Kuks.« Wiederholte es ein wenig lauter: »Kuks.« Und sagte dann mit fester Stimme, in der die Zuversicht eines Erfolgs schon mitschwang: »Kuks, Chef, wird ein ganz großes Ding.«

»Nicht wahr?« Carl Henne atmete erleichtert aus. Denn daß die graphische Abteilung seiner Firma nicht nur fleißig, sondern »begeistert«, wie er's nannte, bei der Arbeit war, das war ihm, wie er's nannte, »Herzenssache«.

Und nun begannen im Hause die »Aktivitäten«, wie Carl

Henne sagte.

Während Oskar von Sass mit seinen Mitarbeitern Entwürfe für den Schriftzug auf das Papier warf, Kuks rund, Kuks eckig, Kuks quadratisch oder oval, Kuks gotisch, Kuks lateinisch, Kuks blau und Kuks rot; während Herr Graf, der Anzeigenmann, sich in der Sonntagspresse ein paar Seiten für Kuks reservieren ließ und Fräulein Siebeckes Mitarbeiter, der hübsche Herr Hübsch, von zwei Lehrlingen begleitet, den Scheck zur Bank trug, hielt Carl Hennes Linke einen Telefonhörer umklammert, und mit der Rechten setzte er Zahlen und Sätze auf einen Block, aus denen die größte Werbeschlacht in der Geschichte seines Hauses werden sollte.

Als Fräulein Siebecke den Tee ins Chefbüro und in die graphische Abteilung gebracht hatte, sagte sie nur: »Männer! Fünfzig Jahre alt und so verspielt wie Bengel von zehn Jahren! Und wofür eigentlich geworben wird, weiß ich immer noch nicht.«

Sowohl Carl Henne als Oskar von Sass blieben, da es ein Freitag war, über Nacht in ihren Büros, die für das Übernachten eingerichtet waren.

Am Sonnabend schufen sie einen Kuks-Schriftzug in Form einer roten Kugel, der schon am Sonntag in die Presse kommen sollte, und spät am Samstagabend erst kamen die beiden Männer erschöpft zu ihren Familien nach Haus.

Natürlich erzählten sie, da sie die Köpfe voller Kuks hatten, daheim von ihrer neuen Werbung.

»Wie findest du den Namen Kuks?« fragte Karl Henne etwa seinen Sohn, der Sprotte genannt wurde.

»Kuks? Klingt nach Kuksen«, antwortete Sprotte.

»Und was ist Kuksen?« fragte sein Vater.

»Gasball spielen.«

»Gasball?« Carl Henne lachte. »Was es doch alles gibt.« Dann gab er seiner Frau, die ins Zimmer kam, einen Kuß und sagte: »Wir haben einen Riesenauftrag, Schatz. Für Kuks.«

»Und was ist Kuks?« fragte Carl Hennes Frau.

Sie fragte es zur gleichen Zeit, in der Frau von Sass ihrem

Mann Oskar die gleiche Frage stellte: »Was ist Kuks?«

Jetzt erst stellten die zwei Männer sich ebenfalls diese Frage: »Was ist Kuks?« Und um das zu erfahren, riefen sie einander an, aber zunächst vergeblich; denn rief der eine an, hatte der andere just den Hörer in der Hand, und rief der andere an, war's umgekehrt.

Als sie sich endlich doch erreichten, weil Herr von Sass den Hörer seufzend aufgelegt hatte, als sie sich doch erreichten und an der Stimme erkannten, da fragten sie sich gegenseitig: »Was ist Kuks?«

Dann schwiegen beide, bis Carl Henne fragte: »Wo kriegen wir heute die Siebecke zu fassen, Oskar?«

»Die kriegen wir bis Montag überhaupt nicht zu fassen«, war die Antwort. »Sie macht nämlich eine Wanderung an der Ostsee.«

Wieder schwiegen beide, bis Oskar von Sass mit leiser Stimme fragte: »Chef, ob das wohl geht?«

Aber gerade die leise verzagte Stimme des Herrn von Sass war es, die seinem Chef, Carl Henne, wieder Mut machte. Unnötig laut rief er: »Endlich, Oskar, betreiben wir mal kein produktbezogenes Werben, sondern Werbung an sich. Ich werde hineinstecken, was sich hineinstecken läßt. Dann muß der Kunde mitmachen, wer es auch sei. Es lebe Kuks! Bis Montag.« Der Hörer dröhnte in die Gabel.

Am folgenden Tag, einem Sonntag, sahen Frau Henne und Sohn Sprotte ihren Mann und Vater nur ganz kurz zum Mittagessen. Den Rest des Tages verbrachte der Werbechef in seinem Arbeitszimmer, in dem er eine Riesenwerbeschlacht entwarf – für nichts.

Timm machte in der kleinen Leuchtturmkuppel, in der er uns die Geschichte erzählte, eine Pause, und der Baron sagte mit dem Anflug eines Lächelns: »Aber aus nichts, Herr Thaler, wird am Ende doch wohl etwas. Oder?«

»Wär's Ihnen unangenehm, wenn einmal für nichts geworben würde?« fragte Timm. »Werbung einfach als Witz und sprühender Unsinn: War Ihnen das unangenehm? «

Dem Baron – man sah es ihm an – war's wirklich unangenehm. Er verzog sein Gesicht, worauf Timm Thaler lachte und seine Geschichte weitererzählte:

Am Montag stand die Werbeagentur Carl Henne unter Dampf. Carl Henne selbst, immer wieder besucht von Oskar von Sass, der ihn flehentlich bat, die Werbung erst einmal abzubereiten, Carl Henne warb verbissen weiter und gab viel Geld und viele Aufträge nach allen Seiten aus, während Fräulein Siebecke, unterstützt von Herrn Hübsch, telefonisch dem Scheck nachging, der da so einfach mit der Post gekommen war. Der Montag aber brachte keine Antwort auf die Frage, woher der Scheck gekommen war.

Die Werbung aber war schon angelaufen, der Name Kuks in aller Munde.

Erst Dienstagnachmittag, als Carl Henne wieder sehr viel Geld für die Kuks-Werbung ausgegeben hatte, wurden die Fäden zur Bank von Tunis endlich geknüpft. Fräulein Siebecke, die der französischen Sprache mächtig war, bekam zuerst den Bankdirektor an den Apparat. Der war heilfroh, daß der verdammte Scheck, den ein unterer Angestellter versehentlich mit der Post geschickt hatte, endlich an Ort und Stelle angekommen war. Befragt von Fräulein Siebecke, wer denn der Auftraggeber sei, gab er zur Antwort: »Die Societe de Nourriture Africaine, die Afrikanische Futtermittelgesellschaft, abgekürzt SNA genannt.«

»Merci beaucoup, Monsieur«, sagte erleichtert Fräulein Siebecke, »recht schönen Dank.« Dann mußte eine neue telefonische Verbindung nach Tunis hergestellt werden, zur SNA, deren Generaldirektor persönlich an den Apparat kam und gleichfalls froh war, als er hörte, daß der Scheck am rechten Ort eingetroffen sei. Als aber Fräulein Siebecke sich vorsichtig erkundigte, wofür mit dieser großen Summe Geldes denn erworben werden solle, erwies sich, daß der Scheck doch an der falschen Stelle war.

»Das Geld ist bestimmt für den Bau einer Fischmehlfabrik an der Saharaküste«, übersetzte sie für Carl Henne. Und als ihr

Chef sie ratlos ansah, fügte sie hinzu: »Den Bauauftrag hat die Carl Henne Fischmehl AG in Cuxhaven. Das Wörtchen Cux auf jenem kleinen grünen Scheck, Chef, war nur die Abkürzung für den Bestimmungsort: Cuxhaven.«

»Cuxhaven«, konnte Carl Henne noch hauchen. Dann brach er zusammen.

Die folgenden vier Wochen verbrachte Carl Henne hinter halbgeschlossenen Jalousien in einem Krankenhaus, während Oskar von Sass die verworrene Situation zu entwirren versuchte. Er erklärte in langen Telefongesprächen den Leuten in Tunis und Cuxhaven, daß die Carl Henne Werbeagentur, die man mit der Carl Henne Fischmehl AG verwechselt habe, das Wörtchen Cux auf dem Scheck für den Markennamen gehalten habe, für den Namen des Produkts, für das geworben werden sollte. Man habe, hochbegeistert von diesem Namen, schon viel Geld für die Werbung ausgegeben. Sie laufe fabelhaft. Der Name komme an. Hierauf entgegnete man ihm, das sei ja schön und gut, die Werbung möge eingeschlagen haben; aber erstens sei es ihr Geld, das Geld der Futtermittelleute, mit dem da herumgespielt werde, und zweitens sei Fischmehl doch kein Allerweltsprodukt für jedermann. Die Werbung sei zu klotzig.

Darauf erklärte Oskar von Sass, der vorher mit Carl Henne im Krankenhaus konferiert und danach ausführlich mit dessen Sohn Sprotte gesprochen hatte, natürlich sei Fischmehl kein Allerweltsprodukt; aber ein Modeartikel beispielsweise sei so ein Allerweltsprodukt. Falls er die Hälfte der erhaltenen Summe für die Produktion des hochmodernen Gasballes verwenden dürfe, komme die Werbung, mit der anderen Hälfte finanziert, dem Gasball zugute, und man könne gemeinsam Millionen damit verdienen. In Tunis und Cuxhaven schlugen sich die Leute an die Köpfe. Ein Gasball, was denn das sei?

Oskar von Sass erklärte auch dies geduldig. »Ein Gasball«, sagte er, »ist nicht der Schwerkraft unterworfen. Er schwebt, von einem Gas getragen, etwa dreiviertel Meter über dem Boden. Man muß ihn mit der Hand zu Boden schlagen. Das

gibt eine ganz neue Art von Spiel. Und da die Menschheit immerzu auf Neues aus ist, bin ich ganz sicher, daß der Gasball ein Riesenerfolg werden wird.«

Nicht ungeschickt fügte er hinzu: »Rund anderthalb Millionen Mark stecken schon in der Werbung.«

Das gab den Ausschlag: Tunis und Cuxhaven stimmten, wenn auch seufzend, zu. Die kleine Firma, die den noch ganz unbekanntem Gasball herstellte, wurde erworben, und auf den Ball wurde die Werbung eingestellt: Sie lautete zum Beispiel:

DIE NEUHEIT DER SAISON: DER GASBALL KURS

Wer kukst, bleibt fit! – Drum kukse mit!

Tatsächlich wurden dank der Werbung Gasballspiele große Mode. Mehr als ein Jahr lang verkaufte sich der Gasball glänzend. Dann ging es ihm wie allen Modedingen: Er wurde altmodisch. Der Verkauf ging zurück.

Da gab die seltsame Fabrikationsgemeinschaft aus Werbe-Henne, Fischmehl-Henne und der afrikanischen SNA die Fabrikation wieder auf.

Als Gewinn verblieben acht Millionen siebenhunderttausend Mark, die Summe, mit der alles angefangen hatte. Sie reichte nicht ganz für den Bau einer Fischmehlfabrik: Denn das Geld war jetzt weniger wert.

Als die Geschichte zu Ende war, waren die letzten Wolken über unseren Leuchtturm hinweggezogen. Der Himmel war so blau wie das Meer, in dem er sich spiegelte. Der Baron schien nach der Geschichte ausnahmsweise guter Laune zu sein. »Dieser Gasball, Herr Thaler«, sagte er, »ist eine hübsche Erfindung von Ihnen.«

»Er ist keine Erfindung, Baron«, sagte Timm. »Den hat's tatsächlich mal für kurze Zeit gegeben.«

»Daran sieht man«, sagte ich, »daß Werbung allein nichts nützt, wenn das Produkt, für das geworben wird, auf die Dauer nichts nützt. Wenn die Leute den Gasball überhaben, haben sie

ihn eben über. Punktum.«

»Und ich hab jetzt den Leuchtturm über«, sagte Krescho.
»Wandern wir zurück?«

Wir stimmten zu und gingen diesmal, als die Häuser anfangen, nicht am Strand, sondern durch die Ortschaft zurück. Liiir gingen wir gerade an einer Kirche vorbei, vor der sich ländlich-festlich gekleidete Menschen drängten, als diese Menschen plötzlich auseinanderwichen. Ein großer dicker Mann in einem schwarzen Anzug erschien und führte an seinem Arme ein junges, hochzeitlich in Weiß gekleidetes Mädchen.

Vor diesem schwarzen Manne mit der rührend schmalen weißen Braut am Arm bildeten die Menschen eine Gasse, und am Ende der Gasse, in die wir genau hineingucken konnten, öffnete sich weit das Mittelportal der Kirche, das sich nur für die festlichen Tage des Lebens auftut. Blumen und Lichter in der Dämmerung des Kirchenschiffes wurden sichtbar, schwere Akkorde einer Orgel drangen aus dem Dämmer in das Licht, und in die Blumen und Kerzen und Orgelklänge hinein schritten ganz langsam Mann und Mädchen.

Ich sah in diesem Augenblick zufällig des Barons Gesicht und war erschrocken. Mit stieren Augen, fahlen Wangen und schräg zuckendem Munde startete er nach rechts.

Ich folgte seinem Blick und sah nun Krescho, aus dessen Augen Wasserperlen sprangen, fast runde Tränen, die ihm von den Wimpern auf die Wangen tropften.

Krescho – kein Zweifel – war gerührt, wie ich es bei schönen symbolischen Handlungen auch immer bin (ich hatte gleichfalls feuchte Augen). Der Baron jedoch – auch daran war kein Zweifel – neidete ihm das Gerührtsein.

»Er will Krescho die Fähigkeit abkaufen, sich rühren zu lassen«, dachte ich. »Er braucht kein Lachen mehr; er braucht die Rührung, die er Weinen nennt. Höchst seltsam. Bei Nele hat er ja das Weinen noch verdammt.«

Während ich über meine merkwürdige Beobachtung nachdachte und die Hochzeitsgäste, dem Paar nach, in die

Kirche strömen sah, hörte ich den Baron sagen: »Meine Herren, mich rufen Geschäfte. Es war mir ein Vergnügen. Empfehle mich.«

So rasch wie gewöhnlich verschwand er hinter der Menge,- und ich ging mit Timm und mit Krescho, der sich mit einem Lächeln die Tränen trocknete, weiter durch den Ort, bis Krescho seinen Tennisfreund Guido entdeckte und mit dem davonlief. Der Bruder Guidos war mit einem Boot im kleinen Hafen. Sie wollten eine Seefahrt machen.

Nun berichtete ich Timm, was ich vor der kleinen Kirche beobachtet hatte, und fügte hinzu: »Mir ist aber durchaus nicht klar, wozu Rührung und Tränen gut sein sollen.«

»Oh«, sagte Timm, »mir ist das klar. Schau, jene Tage, von denen ich dir einmal erzählt habe, die Tage des verkauften Lachens, waren eine harte Zeit. Mit harten Männern, die Kapitalismus machten. Da spengte Lachen manche gar zu harte Kruste. Jetzt, da die Blüten des Kapitalismus, die Tage des Wohlstands, verwelken, ist Anpassung und Weichheit nötig, 'Sensibilisierung', wie's die Leute nennen,- und da erlösen Tränen schön von der Nervenanspannung. Aus diesem Grunde wären Kreschos Tränen dem Baron von Nutzen.«

»Und besteht die Gefahr, daß Krescho...?«

Timm winkte lachend ab und sagte: »Krescho ist immer noch viel zu verspielt, Boy. Und er ist so mit sich zufrieden, daß er niemandem etwas von sich selbst abgeben wird. Sei sicher.«

Wir gingen zu Timms Bungalow, wo ich noch einen kleinen Koffer stehen hatte, und dann zur Mole, von der aus ich wieder nach Venedig fahren wollte. Während wir hier auf den Dampfer warteten, sagte Timm: »Ich habe vor, mir morgen die Bilder in den Galerien der Akademie anzugucken. Hättest du Lust, mich dabei zu begleiten?«

»Gern«, sagte ich. »Hol mich morgen früh in meinem Hotel ab.«

Dann kam der Dampfer. Wir verabschiedeten uns; und ich fuhr wieder einmal nordwärts.

Seltsamerweise zeigte sich weder auf dem Dampfer noch auf dem Markusplatz, wo ich zu Abend aß, eine Erscheinungsform des wandelbaren Barons. So ging ich ins Hotel.

In dieser Nacht träumte mir vom Baron, der eine Marionettenpuppe war. Sie knirschte, wenn sie sich bewegte, in den Gelenken. Manchmal sah ich im Halbdunkel hinter der Puppe zwei Augen, die Augen von Krescho. Sie guckten neugierig die Puppe an, und manchmal sah ich Lachfältchen in ihren Winkeln.

DER VIERUNDSECHZIGSTE TAG, AN DEM TIMM THALER UND ICH EINE BILDERGALERIE IN VENEDIG BESUCHEN UND HIER DEM BANKANGESTELLTEN EGON SIEBERT BEGEGNEN, AN DEM WIR DURCH VENEDIGS GASSEN SCHLENDERN UND AN DEM TIMM MIR AUF DEN STUFEN EINER KIRCHE DIE GESCHICHTE VOM WEGWERFGELD ERZÄHLT. LÄSST UNS WIEDER BEI PANTALONE ESSEN UND TIMM SPÄTER DIE GESCHICHTE VOM WEGWERFZELT UND DIE VERSE VOM WEGWERFMENSCHEN VORTRAGEN.



Timm Thaler und ich standen vor einem Bild. Timm hatte mich in meinem Hotel abgeholt. Dann waren wir durch Venedigs Gassengewirr bis zu den Galerien der Akademie geschlendert, die der nahen Brücke über den Canal Grande den Namen gegeben hat, und nun standen wir hier vor einem

Bild und freuten uns daran.

Das Bild heißt »Die Ankunft der Botschafter«, sein Maler heißt Carpaccio. Er malte es im fünfzehnten Jahrhundert. Geschildert wird, wie Botschafter im Hafen von Venedig ankommen und hier vom Dogen, dem Oberhaupt der Republik, empfangen werden. Man sieht hinten in der Mitte des Bildes einen achteckigen Bau mit einer runden Kuppel, auf der es eine kleinere zweite Kuppel gibt. Links des Gebäudes sieht man ein Stück Hafen, darin ein Segelschiff mit eingerolltem Segel, dahinter mit gebauschtem Segel ein kleineres Boot. Auf der Mole davor flattert an einem Mast ein vierzipfliger roter Wimpel, Leute promenieren auf und ab, und ein Hund beschnuppert einen Zwerg in rotem Wams. Vorn aber, hinter einem Eisengitter, stehen reichgekleidete Herren, die Botschafter, gekleidet in Rot und Gold, meist mit langen, im Nacken eingerollten Haaren, und rechts thront, eine Krone auf dem Kopf, der Doge von Venedig, vor dem ein Mann kniet und ihm ein Schreiben entgegenhält. Alles ist klar gemalt und deutlich zu erkennen, aber in einem Hauch von warmem Gold getaucht.

Während wir das Bild noch schweigend betrachteten, sagte eine hohe Männerstimme hinter uns: »Was waren das für Zeiten, als man in Venedig noch die Welt empfing!« Wir drehten uns um und sahen einen langen schlaksigen Herrn mit leicht gebeugtem Rücken und einem riesigen Adamsapfel. Er hatte eine schwarze Hose und eine blankgewetzte braunkarierte Jacke an. Unter dem rechten Arm trug er eine dicke Aktentasche.

»Verzeihung, daß ich laut gedacht habe«, sagte er nun. »Aber wenn man das strahlende Venedig von damals mit heute vergleicht...« Dann stellte er sich, die dicke Aktentasche vom rechten unter den linken Arm schiebend, vor und gab uns dabei die Hand: »Egon Siebert, Dortmunder Bank.«

Wir stellten uns ebenfalls vor, worauf Herr Siebert ausrief: »Mein Gott, was man auf Reisen doch für bedeutenden Leuten begegnet! Einem Marionettendirektor und einem

Schriftsteller! Mein Gott! Aber lassen Sie sich in der Betrachtung des Bildes nicht weiter stören. Empfehle mich, meine Herren, empfehle mich!«

Mit staksigen Schritten ging er in einen Nebensaal, und ich fragte Timm Thaler, während wir ihm nachsahen: »Ist das vielleicht...?«

Timm antwortete: »Ich weiß es diesmal nicht genau.«

»Planst du ein Stück, oder hast du eine Geschichte zu erzählen, die mit einer Bank zu tun hat?« fragte ich.

»Die Kuks-Geschichte«, sagte Timm. »Aber die habe ich ja gestern schon erzählt.« Dann schlug er sich mit der flachen Hand an die Stirn und sagte: »Halt, da ist noch eine andere Bankgeschichte. Sie heißt: Das Wegwerfgeld.«

»Dann wollen wir mal abwarten, ob Herr Siebert ein Interesse daran hat, Timm.«

Wir trafen Egon Siebert noch einige Male bei unserem Gang durch die Bildersäle. Jedesmal grüßte er mit einem tiefen Kopfnicken. Auch als wir die Galerie verließen, trafen wir Herrn Siebert wieder auf der Treppe. Dann sahen wir einstweilen nichts mehr von ihm.

Timm und ich wanderten nun über die Brücke der Akademie zur anderen Seite des Canal Grande, verliefen uns hier in den engen Gassen und fanden uns plötzlich wieder vor der Kirche Santa Maria della Salute mit dem großen Kuppeldach vorn und mit der breiten Treppe, die im Sonnenschein zum Sitzen einlud.

Wir ließen uns auf den einladenden Stufen nieder, auf denen verteilt schon ein paar junge Leute saßen und sich sonnten.

Die Vaporetti, die kleinen Dampfer, die man anstelle von Bussen in Venedig benutzt, fuhren vor uns auf dem Canal Grande fleißig auf und ab, mal auf unserer Seite des Kanals anlegend, mal auf der anderen. Zwischen ihnen sahen wir einige Gondeln, dazu Motorboote aus glänzend poliertem Holz, die alle anderen Wasserfahrzeuge schaumquirlend überholten.

»Wie wär's, wenn du mir hier die Geschichte vom Wegwerfgeld erzählst?« fragte ich Timm. »Wer ein Interesse daran hat, sie mitzuhören, wird sich schon einfinden.«

»Das Gefühl habe ich auch«, sagte Timm. »Also hör zu.« Er lehnte sich mit den Ellenbogen auf die Stufe hinter sich zurück und erzählte mir die Geschichte:

**Das Wegwerfgeld
oder
Wer den Pfennig nicht ehrt, ist für andre was wert**

In den Tagen des Wohlstands führte der Kleingeldmangel in Italien dazu, daß Sparkassen und Banken Gutscheine ausgaben, die Münzen ersetzen sollten.

Nun sah einmal ein Bankbesitzer in Venedig, als er beim Heimweg an einem kleinen Markt vorbeikam, wie eine Obstfrau ihre Tageseinnahme zählte und hin und wieder einen Gutschein wegwarf. Der Bankbesitzer, von Beruf mit Geld befaßt, rief aus: »Aber Signora, Sie werfen gutes Geld in den Papierkorb!«

»Gutes Geld?« fragte die Obstfrau und lachte. »Nein, Signore, was ich hier wegwerfe, sind nur noch Fetzen. Man traut sich kaum, sie anzufassen. Für den, der mir so etwas gibt, erhöhe ich einfach den Preis.«

»Aber die Bank, die diese Gutscheine ausstellte«, sagte der Bankbesitzer, »gibt Ihnen jederzeit dafür den Gegenwert in bar.«

»Soll ich für die paar Lire, die diese Fetzen wert sind, nach Neapel, Rom oder Bergamo reisen?« fragte die Obstfrau. »Daher kommen nämlich die am meisten zerfetzten Scheine, Signore.«

Der Bankbesitzer wollte nun erklären, daß man zum Einlösen der Gutscheine weder nach Rom noch nach Neapel reisen müsse, doch unterließ er es, - denn gerade als er den Mund aufmachen wollte, warf die Obstfrau wieder einen Gutschein weg. Da schwieg er, schüttelte den Kopf und ging nach Haus.

Nun ist es aber, wie man weiß, die Aufgabe der Banken, mit ihrem Kundengeld zu »arbeiten«, wie sie es nennen, also aus Geld mehr Geld zu machen. Der Bankbesitzer (wir wollen ihn aus guten Gründen nicht beim Namen nennen) war ständig am

Überlegen, wie er aus Geld noch mehr Geld machen könne. Er unterhielt sich oft sogar mit seiner Tochter Fulvia darüber; denn schlichte Einfalt sieht oft mehr als die Gerissenheit, die sich in ihren eigenen Schlingen fängt, sagte er sich.

So sprach er auch mit Fulvia über den Fall der Obstfrau. Fulvia lachte darüber. Dann aber legte sie, zum Zeichen, daß sie nachdachte, den Kopf schräg und sagte nach einer kleinen Weile: »An diesem Wegwerfgeld, Papa, kann man verdienen.«

»Und wie, mein Kind?« fragte der Vater.

»Indem man«, sagte Fulvia, »die Gutscheine auf ein Papier druckt, das sehr schnell kaputtgeht.«

»Und was hätte ich davon?« fragte der Vater.

Fulvia legte ihren Kopf noch schräger und dachte wieder nach. Dann sagte sie: »Du mußt doch oft für Herrn Vetrinelli aus Murano Rechnungen bezahlen, direkt an der Kasse der Bank.«

»Und nicht nur für Herrn Vetrinelli«, sagte ihr Vater.

»Siehst du«, sagte Fulvia, »und diese Rechnungen zahlst du eben mit Gutscheinen.«

»Dann müßte ich aber ganze Koffer voll zahlen. Die Gutscheine haben ja wenig Wert. Die Rechnungen, die ich bezahlen muß, sind aber oft sehr hoch.«

»Dann zahlst du eben einen Teil in Gutscheinen, Papa.«

»Und wozu das alles?« fragte der Bankbesitzer. Aber bevor seine Tochter antworten konnte, legte er ebenfalls den Kopf schräg und sagte: »Erklär mir's nicht. Ich hab es schon begriffen.« Dann murmelte er: »Vetrinelli zahlt mir alles wieder, was ich für ihn ausgabe. Wenn das, was ich für ihn ausgabe, aber gar nicht voll eingelöst werden muß, weil Gutscheine weggeworfen worden sind, dann...«

»... dann hast du Geld gewonnen«, sagte seine Tochter Fulvia und lachte.

»Und auf wessen Kosten?« fragte, mit immer noch schrägem Kopf, der Bankbesitzer.

»Auf Kosten von Leuten, die Gutscheine wegwerfen«, sagte Fulvia. Dann rief die Frau des Hauses Tochter und Mann zum

Essen, und über Gutscheine wurde nicht mehr gesprochen.

In den folgenden Tagen aber studierte der Bankbesitzer »das Gutscheinwesen«, wie er es nannte, telefonierte mit anderen Bankbesitzern und sprach auch mit den Leuten seiner Bank darüber.

Die Folge all dieser Überlegungen und Unterredungen war, daß die Bank, wie so viele andere Banken Italiens, ebenfalls Gutscheine ausgab, sehr schlecht gedruckte, auf sehr schlechtem Papier; und der Bankbesitzer hatte ein sehr schlechtes Gewissen dabei.

Doch lief die Sache so, wie seine Tochter Fulvia es vermutet hatte: Sehr viele Gutscheine, die der Bankbesitzer an seine Kunden ausgab, mußte er schließlich gar nicht einlösen, weil fast ein Viertel aller Gutscheine nicht wieder auftauchte in seiner Bank: Die Leute hatten die Fetzen einfach weggeworfen.

»Die Gutscheine haben uns tatsächlich Geld gebracht«, sagte der Bankdirektor eines Abends, als er heimkam, zu seiner Tochter Fulvia.

»Gutscheine?« fragte seine Tochter. »Welche Gutscheine denn?«

»Diese Gutscheine, über die wir kürzlich gesprochen haben, Kind, die Gutscheine, die das Kleingeld ersetzen.«

»Ach so, du meinst das Wegwerfgeld«, sagte die Tochter. Dann erzählte sie ihrem Vater von einem Besuch in einem Marionettentheater, in dem sie das Märchen von Hans im Glück gesehen hatte.

Ein Vierteljahr danach kam der Bankbesitzer auf dem Heimweg wieder einmal an dem kleinen Markt vorbei, auf dem er mit der Obstfrau gesprochen hatte.

Er sah die Frau auch diesmal. Sie zählte wieder Geld. Und wieder warf sie hin und wieder einen allzu zerfetzten Gutschein in den Papierkorb. Doch andere Gutscheine, die gleichfalls zerfetzt waren, legte sie sorgsam in eine offene Zigarrensachtel.

»Ich sehe, Signora«, sagte der Bankbesitzer und trat näher.

»Sie sind klüger geworden: Sie heben auch zerfetzte Gutscheine auf.«

»Nur die aus Venedig«, sagte die Obstfrau. »Die bringe ich, wenn ich genügend beisammen habe, selbst zur Bank. Zuerst habe ich sie sogar nach den Seriennummern geordnet. Aber die werden jetzt immer schlechter gedruckt. Man kann die Nummern meist gar nicht mehr lesen. Hoffentlich sind das keine Fälschungen.«

»Fälschungen?« Dem Bankbesitzer verschlug's für einen Augenblick die Sprache. Dann wünschte er der Obstfrau hastig einen guten Abend, ging schneller als gewöhnlich heim und sprach mit seiner Tochter Fulvia.

»Meinst du«, fragte er sie, »daß es lohnt, diese Gutscheine, die du das Wegwerfgeld nennst, zu fälschen?«

Fulvia legte den Kopf schräg und antwortete: »Ich glaube, das Papierkaufen und das Bedrucken lohnt nicht, Papa. Das kostet einen Fälscher wahrscheinlich mehr, als der Gutschein wert ist.«

»Nicht wahr, nicht wahr? Das meine ich auch«, sagte der Bankbesitzer und war wieder beruhigt.

Aber Vater und Tochter irrten sich. Für irgend jemand lohnte es sich doch, die Gutscheine zu fälschen. Bald wurden mehr Gutscheine zu der Bank gebracht, als vorher ausgegeben worden waren. Da aber Papier und Druck sehr schlecht waren und die Seriennummern unklar oder verschmiert, konnte man echte und gefälschte Gutscheine nicht unterscheiden. Natürlich stellte die Bank die Herstellung und Ausgabe der Gutscheine sofort ein und gab dies auch in allen Zeitungen bekannt. Doch längere Zeit noch mußte die Bank Gutscheine einlösen, weil Fälschungen nicht nachzuweisen waren.

»Das Wegwerfgeld hat uns viel echtes Geld gekostet«, sagte der Bankbesitzer zu seiner Tochter Fulvia. »Es war ein großes Verlustgeschäft für unsere Bank.«

»Dann hat es wohl doch gelohnt, die Gutscheine zu fälschen, Papa. Wir haben mit dem Bruder von meiner Freundin Flora, der Drucker ist, mal einen von unseren

Gutscheinen gefälscht. Nur so aus Ulk. Damit konnten wir wirklich eine Limo bezahlen.«

»Und wo ist dieser druckende Bruder jetzt?« fragte, so nebensächlich wie möglich, der Bankbesitzer.

»Er ist jetzt gar nicht mehr Drucker«, sagte Fulvia. »Er hat nämlich in der Lotterie gewonnen. Und eine Yacht hat er jetzt auch. Er ist damit auf Auslandsreise.«

»Auf unsere Kosten«, murmelte der Bankbesitzer.

Seitdem läßt er vom »Gutscheinwesen« seine Finger.

Als Timm auf den durchsonnten Stufen vor der Kirche schwieg, ging, mit seiner dicken Aktentasche unter dem Arm, Herr Egon Siebert von der Dortmunder Bank gerade unter uns vorüber. Er grüßte uns mit tiefem Kopfnicken.

»Baron, wie finden Sie meine Geschichte?« rief Timm Thaler.

Egon Siebert blieb stehen und blickte Timm ratlos an. Erst als er merkte, daß ein Herr in einem Glencheckanzug auf uns zuing und er selber gar nicht gemeint war, ging er mit einem verlegenen Lächeln weiter.

Auf den Stufen aber kam der Baron zu uns herauf, setzte sich neben uns und sagte: »So kann man sich täuschen, Herr Thaler.«

»Timm hat Sie mit Herrn Siebert aber keineswegs verwechselt, Baron«, sagte ich. »Er war sich über die Rolle des Herrn Siebert von Anfang an im Zweifel. Was will der denn von Timm?«

»Sie werden es erfahren«, sagte der Baron. »Und nun hätte ich...«, er wandte sich an Timm, »...zu Ihrer Geschichte ein paar Anmerkungen zu machen. Eine Ihrer besten Geschichten ist diese Wegwerf geldgeschichte ja nicht.«

»Es ist die alte Geschichte vom betrogenen Betrüger, Baron«, sagte Timm, »oder auch vom betrogenen oder übertölpelten Teufel, wenn sie so wollen.«

Der Baron verzog das Gesicht. Er erhob sich wieder und sagte dabei: »Die Rolle des Bankiers, den Sie in Ihrer Geschichte Bankbesitzer nennen, ist mir gleichgültig, Herr

Thaler. Mir geht es um die Gutscheine und um das Geld. Kommen Sie mit zum Vaporetto?»

»Ja«, sagte Timm. »Wir kommen mit.« Er erhob sich von den Stufen, was ich gleichfalls tat, und wir gingen mit dem Baron zur Dampfanganlegestelle unterhalb der Kirche.

»Sehen Sie«, sagte der Baron bei diesem kleinen Schlendergang, »wenn Leute Gutscheine wegwerfen, die bares Geld wert sind, dann wird das Geld dem allgemeinen Kreislauf entzogen, und das Geld, das kreist, wird weniger. Wenn ein Bankier dieses verlorene Geld nun rettet, für sich, aber auch für den allgemeinen Kreislauf, dann ist das doch etwas Erfreuliches.«

Da wir an der Dampfanganlegestelle angekommen waren und aus der Markusbucht gerade ein Dampfer kam, lösten wir uns Fahrkarten am Schalter an der Brücke und bestiegen den kleinen Dampfer. Hier lehnten wir uns auf die Reling, und als der Dampfer wieder ablegte, um den Canal Grande schräg zu überqueren, fuhr der Baron fort: »Was so aussieht, als ob es einen einzelnen bereichert, Herr Thaler, das dient oft auch der Allgemeinheit.«

»Der Geist, der stets das Böse will und stets das Gute schafft?« fragte in leichtem Spott Timm Thaler.

»Ob böse oder gut, spielte keine Rolle«, sagte der Baron. »Die Frage ist, ob nützlich oder unnütz.« Wenig später sprang er, da der Dampfer auf der anderen Kanalseite angelegt hatte, auf die Brücke, rief »empfehle mich« und war auch schon verschwunden.

Timm und ich fuhren weiter bis zur Anlegestelle neben der Brücke der Akademie und schlenderten von hier aus wieder einmal zu Pantalone, um zu Mittag zu essen. Wir setzten uns wie üblich an die Wand mit den Marionettenpuppen, die ich anfangs nicht beachtete, bis Timm mit dem Kopf auf sie deutete und mich fragte, ob mir nichts auffiele. Jetzt guckte ich näher hin und war überrascht: Da hing, ein bißchen seltsam grinsend und ein bißchen reisefleddrig, Monsieur El Baid; da war, verhapzelt und mit dürren Gliedern, der Tourist mit dem

rot-weißen Pulli und dem messerscharfen Bärtchen auf der Oberlippe zu sehen; da baumelte, klein, nett und rund, der hasenpfotenverkaufende Mister Buckhard; da hing, streng schwarz, mit nur ganz wenig Weiß, Padre Ambrosio herunter,- da war, ein wenig krumm, der Alte aus Murano mit dem zerfransten Strohhut; da gab's, mit einer Welle in der Tolle, den Kellner mit den abgestoßenen Ärmelrändern, und mit glitzernden bösen Augen aus Muranoglas blickte der Muschelsammler aus dem Schlick uns unter seinem schwarzen Hute an. Gerade als Timm und ich die neuen Puppen musterten, kam Pantalone mit dem zweiten Gang, einem mit viel Gemüse umlegten stattlichen Zahnfisch, und sagte, als er uns auf die Puppen blicken sah: »Die hat der alte Marinetti mir im Tausch für meine eigenen Puppen angedreht. Jetzt ärgere ich mich, daß ich auf den Tausch eingegangen bin. Das ist doch alles Pusch. Und seht mal hier...« Er zeigte auf Herrn Egon Sieberts Abbild, das ich erst jetzt entdeckte. »Das ist gar keine Marionettenpuppe. Es fehlen ihr die Fäden und Gelenke. Modernes Zeug. Sieht wunder nach was aus und ist, genau besehen, überhaupt nichts wert.«

»Wenn dir soviel an deinen alten Puppen liegt«, sagte Timm, »dann bring ich sie dir zurück. Du mußt mir dafür aber diese Puppen an der Wand schenken.«

»Nichts lieber als das«, sagte, sichtbar erfreut, Pantalone. »Aber laß uns später darüber reden. Eßt erst. Guten Appetit!«

Der Wirt ging in die Küche zurück, und Timm und ich aßen vergnügt den Zahnfisch. Dabei erfuhr ich, daß der alte Marinetti, ein Antiquitätenhändler, scharf war auf zwei sehr alte Puppen Timms, die Timm fast immer bei sich hatte. Er hatte sie auch diesmal auf die Reise mitgenommen; und diesmal sollte Marinetti sie bekommen, im Tausch gegen die alten Puppen Pantalones, für die Timm sich die Puppen an der Wand erbat.

»Willst du mit diesen Puppen spielen?« fragte ich Timm.

»Um des Himmels willen, nein«, bekam ich zur Antwort. »Das sind doch keine Marionettenpuppen, die im Licht

charakteristische Gesichter haben. Der Schnitzer hat viel zuviel daran herumgeschnipselt, um sie den lebenden Vorbildern ähnlich zu machen. Ein Marionettentheater ist aber kein Wachsfigurenkabinett. Die Puppen, die Krescho macht, sind viel, viel besser.«

»Und wofür willst du diese Puppen an der Wand dann haben?«

»Zur Erinnerung an meine zweite Begegnung mit dem Baron«, sagte Timm, »und als lehrreiche Beispiele dafür, wie man Marionettenpuppen auf keinen Fall schnitzen soll.«

»Meinst du, die Puppen kommen vom Baron?« fragte ich.

Timm nickte und sagte: »Mit allergrößter Wahrscheinlichkeit.« Dann kam Pantalone wieder an unseren Tisch, und Timm besprach mit ihm im venezianischen Dialekt den Puppentausch.

Nach dem Essen, das mit Früchten abgeschlossen wurde, bestieg Timm am Markusplatz einen Dampfer, um die Puppen aus seinem Bungalow zu holen, während ich ins Hotel ging und Briefe schrieb.

Erst spät am Abend kam Timm nach Venedig zurück und zu mir ins Hotel. Er trug ein längliches Paket unter dem Arm, das er vorsichtig auf das Sofa legte.

»Sind das die beiden Marionettenpuppen?« fragte ich.

»Ja«, sagte Timm. »Ich zeige sie dir später. Erst muß ich etwas essen. Nach Seefahrten habe ich immer Hunger.«

So gingen wir zur nächsten Dampferanlegestelle an den Canal Grande, ließen uns bis zur Rialto-Brücke fahren und setzten uns neben der Brücke an einen der Tische am Kanalufer. Die Kugellampen, unter denen wir saßen, spiegelten sich im Wasser und verzogen sich zu Ovalen, wenn eine Welle an das Ufer lief.

Als wir hier, beim Anblick lichter geschmückter Gondeln, gegessen hatten und noch ein bißchen Wein tranken, kam jemand aus dem Halbdunkel an unseren Tisch und sagte: »Entschuldigen Sie.«

Es war der lange Egon Siebert mit dem großen Kehlkopf.

»Entschuldigen Sie«, sagte er, »ich suche den Baron. Sie kennen ihn doch, meine Herren, nicht wahr? Sie begrüßten ihn ja heute morgen.«

»Mehr oder weniger kenne ich ihn«, antwortete Timm.
»Aber setzen Sie sich doch zu uns, Herr Siebert.«

»Wenn ich darf...« Herr Siebert, der seine unförmige Aktentasche diesmal nicht dabei hatte, katzbuckelte erst ein bißchen, ließ sich dann aber auf einen Stuhl an unserem Tisch nieder.

»Dürfen wir wissen«, fragte Timm nun, während er für Herrn Siebert eines der vielen Gläser auf dem Tisch mit Wein füllte, »dürfen wir wissen, weshalb Sie den Baron suchen?«

»Oh«, sagte Herr Siebert. »Das ist kein Geheimnis. Unsere Bankengruppe will eine Werbeaktion starten: Gewinn schafft Fortschritt. Falls sich die Gruppe des Barons der Werbung anschließt, dann könnten wir weltweit mit dieser Losung werben.«

»Glauben Sie denn, daß Gewinn Fortschritt schafft?« fragte ich.

»Darüber habe ich persönlich keine Meinung«, antwortete Herr Siebert. »Ich bin ja nur ausführendes Organ. Aber ich halte den Satz für sehr werbewirksam.«

»Wenn Sie Spaß daran haben, könnte ich Ihnen zu diesem Satz eine Geschichte erzählen«, sagte Timm. »Vielleicht läßt sie sich in der Werbung verwenden.«

»Oh, bitte, ja, lassen Sie hören«, sagte Herr Siebert und nippte vom Wein.

Da leerte Timm sein Glas, füllte es neu, lehnte sich in den Stuhl zurück und erzählte uns am Ufer des Canal Grande die Geschichte:

Die Lichtung im Walde oder Gewinn schafft Fortschritt

In den Tagen des Wohlstands saß im Schatten eines kleinen, sich etwas überneigenden Felsens eine Familie beim Picknick. Sie saß im weichen Gras am Rande einer großen Lichtung, die sich vom Waldrand her sanft abwärts neigte.

Es war im Norden Kanadas und Sommer.

Vor dem Felsen stand ein Zelt, das aussah, als bestünde es aus Krepp-Papier; und tatsächlich war das Zelt aus einem ähnlichen Material gefertigt. Es war das »Große Picknick-Wegwerf-Zelt«. Auf einem rosafarbenen Blatt Karton, das von der Spitze des Zeltmastes niederbaumelte, stand zu lesen:

Das Große Picknick-Wegwerf-Zelt für 6 Personen, enthaltend:

1 Zelt

1 Plastik-Einklappptisch

6 Plastik-Klappstühle

6 Plastik-Bestecke

6 Pappteller

6 Pappbecher

3 Gerichte in Aufreißpackung für 6 Personen

6 diverse Getränke in Einwegflaschen

6 Papierservietten

Zum einmaligen Gebrauch bestimmt. Nach dem Picknick einzurollen und als Paket beim nächsten Müllplatz abzulegen. Das Große Picknick-Wegwerf-Zelt erspart den Abwasch, und es schützt die Umwelt! US-Patent PQXZ Nr. 0816/47rz/R6

Die Leute, die dem Wegwerfzelte gegenüber unter dem Felsvorsprung saßen, eine Familie namens Brownsmith –

Vater, Mutter, Sohn und Tochter – waren ersichtlich mißgestimmt. Sie stocherten mit den Plastikgabeln auf ihren Papptellern herum und kauten unlustig die nur halbgaren und kaum angewärmten Fertiggerichte.

»Das Huhn in Aspik schmeckt nach halbgeräucherten Filzpantoffeln«, sagte Sohn Ronny; und seine Schwester Conny sagte: »Der Plumpudding ist aus Tapezierleim gemacht.«

Die Familie hatte vergessen, zum Heißmachen und Fertiggaren der Speisen ein Gas- oder Petroleumöfchen mitzunehmen. Und bei dem Versuch, die Gerichte in den Aufreißpackungen über einem Reisigfeuer heißzumachen, waren die Packungen teils übergekocht, teils in Brand geraten, und Mutter Brownsmith hatte sich an der rechten Hand eine dicke Brandblase geholt.

Das Hauptvergnügen eines Picknicks, das genußvolle Verzehren leckerer Speisen in frischer Luft, fand für die Brownsmiths an diesem Tag nicht statt. Sie waren deshalb alle mißgelaunt. Als Mutter Brownsmith versuchte, der Sache doch noch etwas Gutes abzugewinnen, indem sie anmerkte, die Vorspeisen hätten ganz annehmbar geschmeckt, lachten Conny und Ronny höhnisch auf und riefen fast gleichzeitig: »Wie Hühnermist in Schweinepipi!« Denn das hatten sie sich vorher schon zugeflüstert.

Jetzt aber wurde Vater Brownsmith böse. »Ihr überseht, welch einen Fortschritt so ein Wegwerfzelt darstellt!« rief er. »Als ich hier noch bei den verfluchten Bäumen lebte, gab es so etwas nicht.«

»Du hast einmal an diesem schönen Wald gewohnt, Daddy?« fragten die Kinder überrascht. »Wo denn?«

Der Vater, immer noch mürrisch, aber schon etwas versöhnlicher gestimmt, zeigte hügelabwärts und fragte: »Seht ihr den Hügel da unten, vor dem jetzt unser Auto steht? Das war einmal ein Blockhaus. In dem bin ich geboren.«

»In einem Blockhaus? Das ist ja fantastisch!« sagte Conny. Und Ronny sagte: »Davon hast du uns nie etwas erzählt,

Daddy!«

»Ich wollte euch das erst erzählen, wenn es uns wirklich gutgeht«, sagte der Vater. Er stellte seinen halbgefüllten Pappteller auf den Boden, erhob sich, reckte die Arme und fügte hinzu: »Und jetzt geht es uns gut, und wir sitzen hier, und ich erzähle es euch.«

»Wieso geht's uns denn jetzt erst gut?« fragte Conny. »Uns ging es doch immer gut.«

»Aber jetzt, Conny, haben wir ein eigenes Haus«, sagte Vater Brownsmith, »mit Farbfernseher, Waschmaschine, Tiefkühltruhe, Kamin und Garten. Und gleich zwei Autos haben wir, das alte und das neue da unten am Weg. Ich hätte mir als Kind nie träumen lassen, daß ich hier einmal so wie heute sitzen würde: unten am Weg ein Auto vom neuesten Modell und hier oben ein Picknickzelt, das man nur einmal benutzt und dann wegwirft. Ich finde das großartig!«

»Aber schmecken«, sagte Conny maulend, »tut das Picknick nicht. Was habt ihr denn früher in der Blockhütte gegessen?«

»Gegessen? Damals?« Der Vater überlegte. Dann sagte er:

»Hauptsächlich hatten wir damals selbstgeräucherten Schinken im Haus, Elchschinken oder Rentierschinken.«

»Elch- und Rentierschinken?« schrie Ronny. »Mein Gott, wie gut habt ihr gelebt!«

»Und jetzt«, sagte mit spitzem Munde seine Schwester Conny, »ißt man hier Tapezierleim in brennbaren Dosen. Das ist der Fortschritt!«

»Bitte, laß die Ironie, Conny«, sagte Mutter Brownsmith, und Vater Brownsmith zog die Brauen zusammen. Er wollte offensichtlich etwas sagen.

Aber Sohn Ronny kam ihm zuvor. Er fragte: »Habt ihr von diesem Wald hier damals auch ein Stück besessen, Daddy?«

»Die Lichtung hier, an deren Rand wir sitzen«, sagte der Vater. »Das war früher unser Waldstück. Als wir weggezogen sind in die Stadt, haben wir die Bäume gefällt und verkauft. Deshalb geht es uns ja so gut. Gewinn schafft Fortschritt.«

»Und wem gehört die Lichtung jetzt?« fragte Conny.

»Immer noch uns. Lichtungen kann man ja schlecht verkaufen.«

»Aber aufforsten kann man sie!« rief Ronny und sprang auf.
»Laßt uns hier Bäume pflanzen und ein Blockhaus bauen. Laßt uns...«

Ein Donnerschlag ließ ihn und auch die anderen zusammenfahren. Er kam von oben überm Walde her.

Und überm Wald – die Brownsmiths sahen es mit Schrecken –, über dem Wald stand eine schwarze Wolkenwand. Nun fegte auch ein erster Windstoß die Lichtung hinunter, und erste Tropfen kündigten ein Gewitter an, ein Sommergewitter.

»Jetzt nichts wie rauf und in die Höhle«, rief Vater Brownsmith und rannte die Lichtung hinauf. »Gleich über diesem Felsen gibt es eine Höhle.«

Bevor der Regen einsetzte, hockte die Familie in der Höhle, die nicht sehr geräumig war, aber vor Wind und Regen schützte.

Dann rauschte das Gewitter nieder, mit Sturm und Regen, Blitz und Hagelschlag. Die schräge Lichtung, auf der keine Baumstämme das Wasser hemmten, wurde zu einer Art von Wasserfall; und in der Mitte, wo die Wasser von zwei Seiten wild zusammenschäumten, wurde eine tiefe Schrunde aufgerissen, ein Bachbett für zukünftige Regen.

Das Wegwerfzelt aber – Familie Brownsmith sah's mit aufgerissenen Augen –, das Wegwerfzelt, vom Sturme eingefaltet, drehte sich erst ein wenig auf dem Wasser und schoß dann, als wär's ein Boot, mit der Spitze des Mastes voran zur Straße hinunter. Hier schoß es auf das Auto zu, und seine Spitze bohrte sich – die Familie schrie auf – ins schönlackierte Blech. Dann warfen die nachfolgenden Wasserschwälle das Auto um und schleiften es mit sich fort, bis es an einem Baume hängenblieb.

Als die Familie Brownsmith einige Stunden später durch tiefen Matsch zur Autostraße stapfte, um irgendwie von dort

nach Haus zu kommen, sagte Ronny: »Auf dieser Lichtung wächst kein Baum mehr, Daddy. Das habt ihr wirklich fein gemacht.«

»Aber die Lichtung hat einmal Gewinn gebracht«, sagte, mit ihrem linken Fuß in einer Matschpfütze versinkend, seine Schwester Conny. »Und Gewinn schafft Fortschritt. Stimmt's, Daddy?«

Während Timm erzählt hatte, war im Halbdunkel ein Mann erschienen, der sich an eine Wand des Restaurants gelehnt und ihm zugehört hatte. Da das Weiße seiner Augen nicht zu erkennen gewesen war, hatte ich angenommen, daß es sich um den Baron mit Sonnenbrille handle, und ich hatte recht: Als die Geschichte nun zu Ende war, war's der Baron, der in das Licht kam und sich zu uns setzte.

Gerade trieb ein Pulk beleuchteter Gondeln vor uns den Canal Grande hinab, als der Baron sagte: »Was ist Gewinn, Herr Thaler? Was ist Fortschritt?«

Egon Siebert von der Dortmunder Bank, der gegen Ende der Geschichte immer unruhiger geworden war, den das Erscheinen des Barons jedoch noch viel unruhiger machte, Egon Siebert mit dem großen Adamsapfel kam Timm Thalers Antwort zuvor, indem er sagte: »Diese Geschichte war sicher nicht im Sinne von Herrn Baron, nicht wahr, Herr Baron? Gestatten, Egon Siebert, Dortmunder Bank.«

»Das müßte mit dem Teufel zugehen, Herr Siebert, wenn diese Geschichte nach meinem Sinne wäre«, sagte der Baron. »Aber auf umwegige Weise...«, der Baron kicherte plötzlich merkwürdig, »... auf umwegige Weise dient die Geschichte mir natürlich doch dazu, über Gewinn und Fortschritt nachzudenken.«

»Und wie denken Herr Baron darüber?« fragte Egon Siebert.

»Ich denke, Herr Siebert, daß die von Ihrer Bankengruppe geprägte Losung »Gewinn schafft Fortschritt« weltweit nützlich sein wird, um unseren Handel zu beleben, der unter der Kaufunlust so vieler Menschen leiden muß.«

»Leidet nicht umgekehrt die Menschheit an der Kauflust-Überreizung?« fragte Timm. »Sich jedesmal ein Wegwerfzeit zu kaufen, wenn man ein bißchen Picknick machen will, das kommt am Ende teuer zu stehen, Baron. Ein einmal gekauftes, aber festes Zelt kommt billiger. Hat man's geerbt, dann ist es sogar gratis.«

Die Gondelgruppe auf dem Canal Grande, jetzt schräg vor uns, löste sich wieder auf in einzelne Gondeln. Die Lichter schwärmten schwankend auseinander, und der Baron, darauf hinblickend, sagte: »Läßt man ewig und immer alles beieinander und an Ort und Stelle, Herr Thaler, die Bäume im Wald, Großvaters Zeltbahn auf dem Speicher, dann würde es fast keinen Fortschritt geben. Was meinen Sie, Herr Siebert?«

Der Baron wandte sich dem langen Bankmenschen zu, der sichtlich verlegen wurde und mit leichtem Stottern sagte: »Ich selber zelte t... tatsächlich mit einem Z... Zelt, das ich von meinem V... vater habe.«

»Pech gehabt«, sagte der Baron, während Timm und ich lachten. Dann stand er auf und bot Herrn Siebert an, ihn in sein Hotel zu begleiten, was Egon Siebert vollends stottern machte. »Ich k... kann doch von H... herrn Baron nicht ver... langen, daß H... herr Baron...«

Hier unterbrach ihn der Baron, indem er sagte: »Gehen wir!« Und Egon Siebert, vor Verlegenheit noch viel gebeugter als gewöhnlich, stotterte einen Abschiedsgruß für Timm und mich und ging mit dem Baron davon, der uns sein übliches »Empfehle mich« zurief.

Nun bezahlten wir das Abendessen, riefen eine der Gondeln heran, die sich vom Pulk gelöst hatte und gerade an uns vorbeiglitt, und ließen uns vom Gondoliere zum Brückchen vor der Moseskirche bringen. Als wir dabei in den Seitenkanal hineinfuhren, den man den Fluß des heiligen Moses nennt, war es so still zwischen den Häuserwänden, daß selbst die leisen Ruderschläge als Echo von den Wänden widerhallten.

In meinem Hotel, in dem auch Timm ein Zimmer bekommen hatte, sah ich dann endlich die zwei

Marionettenpuppen, die Timm am nächsten Tag zum alten Marinetti tragen wollte, um damit Pantalones Puppen wieder einzulösen.

Es waren zwei sehr altmodisch gekleidete Puppen, die aussahen wie Puppen der Commedia dell'arte, die aber nicht zu den Figuren dieser Komödie gehörten. Timm hatte sie in meinem Vorzimmer aus dem Papier gewickelt und hielt sie mir mit beiden Händen hin. Als die Gesichter dabei in das Licht der Stehlampe gerieten, stieß ich einen kleinen Schrei aus, und Timm sagte: »Nicht wahr, das ist überraschend? Die Puppen stammen nämlich aus dem Jahre fünfzehnhundertsechszvierzig.«

»Aber wie kann das sein, Timm?« fragte ich und stotterte beinahe wie Herr Siebert.

Die Puppen hatten nämlich die Gesichter des Barons und Timms, als er ein Junge gewesen war.

Timm gab auf meine Frage keine Antwort. Statt dessen murmelte er, mehr für sich als für mich: »So geht das Spiel schon seit Jahrhunderten.« Dann packte er die Puppen wieder ein.

Ich fragte dabei: »Woher hast du diese Puppen?«

»In einem alten Puppentheater in Verona lagen sie in einer Kiste. Ich konnte sie für wenig Geld erwerben.«

»Und diese Puppen willst du weggeben?«

»Nach mir erwirbt sie sicher der Baron«, sagte Timm Thaler. »So bleiben sie in der Familie.«

Timm hatte die Puppen wieder eingewickelt, und nun sah ich auf dem Papier, in dem sie staken, etwas Geschriebenes. Es sah aus, als wären es Verse.

»Gehört der Text auf dem Papier zu den zwei Puppen?« fragte ich.

Timm stutze und fragte: »Welcher Text?« Dann aber verstand er, was ich meinte, lachte und erklärte mir: »Weißt du, bei der Rückkehr mit dem Dampfer nach Venedig, als ich dieses Paket auf dem Schoß hatte, dachte ich über Wegwerfgeld und Wegwerfzelte nach und fragte mich, warum

es eigentlich nicht Wegwerfmenschen geben sollte. Da habe ich Verse über einen Wegwerf menschen gemacht und sie auf das Paketpapier geschrieben. Willst du sie hören?«

»Gern«, sagte ich.

Da ließ sich Timm aufs Sofa nieder und las mir vor:

Der Wegwerfmensch

Brauchst du einen Wegwerfmenschen,
Wird er dir für wenig Geld
Bei der Inter-Abendländischen
Handelsunion bestellt.

Dieser Wegwerfmensch knackt Mandeln,
Macht das Frühstück und das Bett
Und ist einfach zu behandeln
Und stets reinlich und adrett.

Aber die Gebrauchsanweisung
Sei von dir genau studiert,
Wenn per Post und in Vereisung
Dir der Mensch geliefert wird:

Ist er nach rund sieben Tagen
Aufgeweicht und abgetropft,
Wird an Kopf und Brust und Magen
Er behutsam abgeklopft.

Hiernach prüft man die Gelenke,
Ob ein jedes funktioniert;
Und auf daß er ja nicht denke,
Wird der Kopf ihm bandagiert.

Danach lehrt man ihn das Stehen
Und das Sätzchen »Zu Befehl«,
Lehrt ihn greifen, lehrt ihn gehen,
Lehrt ihn essen Pamps mit Mehl.

Ist er soweit fortgeschritten,

Funktioniert er schon; und nun
Kann man ihn ganz zwanglos bitten,
Dies und das im Haus zu tun.

Noch sechs Tage muß man warten,
Auch wohl sieben oder acht,
Bis der Wegwerfmensch den Garten
Und das Auto sauber macht.

Doch man wartet nicht vergebens;
Denn zum Schluß, wenn er das kann,
Steht er für den Rest des Lebens
Ohne Murren seinen Mann.

Er ist billig und bescheiden,
Willig, treu und pflegeleicht
Und ein Mensch, der ohne Leiden
Siebzig Jahre leicht erreicht.

Ist er nicht mehr zu gebrauchen,
Läßt man ihn durch »Moritur«
Seinen letzten Hauch aushauchen
Und ruft dann die Müllabfuhr.

Nichts, was eklig oder peinlich,
Bleibt von ihm zurück im Haus.
Wie er kam, adrett und reinlich,
Trägt man ihn zur Tür hinaus.

Das war die Gebrauchsanweisung.
Für den Wegwerfmenschen.
Ja, Aufgetaut aus der Vereisung,
Ist er immer für dich da.

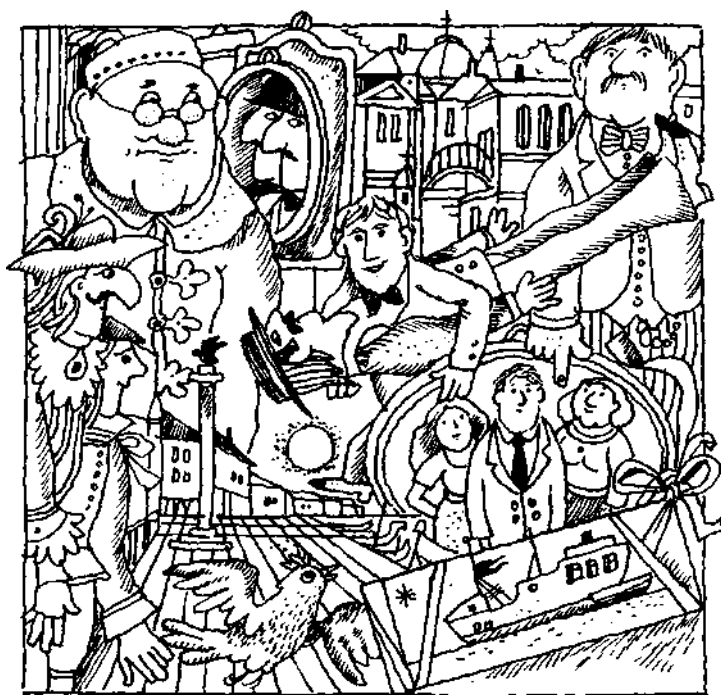
Ohne Tränen und Erregung
Ist er treu bis an das Grab.

Keinerlei Gemütsbewegung
Fordert dieser Mensch dir ab.

Aber seh ich ihn so laufen,
Kühl und kalt nach Protokoll,
Werd ich ihn wohl doch nicht kaufen -
Falls es ihn einst geben soll.

»Hoffen wir, daß es diesen Wegwerfmenschen niemals geben wird«, sagte ich lachend, als Timm das Gedicht vorgetragen hatte. Dann trennten wir uns, da es schon spät war. Timm ging mit den beiden Marionetten zu seinem Zimmer, und ich sagte dem Portier telefonisch Bescheid, daß er mich am nächsten Tag um sieben Uhr wecken möge,- denn ich wollte Timm bei seinem Gang zu dem Antiquitätenhändler Marinetti unbedingt begleiten und dort sein, wo auch der Baron war,- denn dessen Warnung, Krescho könne zu Schaden kommen, machte mir immer noch angst.

DER FÜNFUNDSECHZIGSTE TAG, AN DEM
BEIM ALTEN MARINETTI PUPPEN
GETAUSCHT UND VERKAUFT WERDEN, AN
DEM WIR ZU DEM ADELSSPROSS FAUSTO
CANTRINI FAHREN UND AN DEM WIR IN
EINEM ALTEN PALAZZO DER GESCHICHTE
VOM LANGEN WEG NACH WIED AM BACH
LAUSCHEN. LÄSST MICH WIEDER IN TIMMS
BUNGALOW ÜBERNACHTEN, WEIL UNS DER
BARON HIER AM NÄCHSTEN TAG MIT
SEINER YACHT ABHOLEN WILL.



Im Antiquitätengeschäft des alten Marinetti war es dunkel. Nur durch das über und über vollgestopfte Schaufenster und durch die Eingangstür, die offen war, kam Licht herein, aber nicht viel: denn Marinettis Geschäft befand sich in einer der engsten Gassen Venedigs.

Timm stand mit dem alten Mann, der eine Hausjacke mit schnörkeligem Besatz und auf dem Kopf ein lila Käppchen trug, nahe der Eingangstür vor vielen staubigen Spiegeln und zeigte ihm seine beiden alten Marionettenpuppen.

»Vermutlich sechzehntes Jahrhundert«, sagte, über seine Brille lugend, Marinetti.

»Ja«, sagte Timm, »von fünfzehnhundertsechundvierzig.« Er hielt die Puppe mit dem Gesicht des Barons jetzt so, daß ich

zwischen Staubgewölk in einem Spiegelglas ihr Abbild sehen konnte. Doch war das Puppengesicht darin seltsamerweise doppelt gespiegelt.

Erst als ich sah, daß eines der Gesichter eine Sonnenbrille trug, erkannte ich, daß neben dem Puppengesicht sich das Gesicht des wirklichen, des lebendigen Barons im Glase spiegeln müsse.

Ich wandte mich also um und sah nun vor der Tür leibhaftig den Baron stehen. Er redete Timm gerade an.

»Ich hörte, Herr Thaler«, sagte er, »Sie wollen Pantalones Puppen, die ich rechtmäßig erworben habe, für diese beiden Puppen eintauschen.«

»Sie haben Pantalones Puppen, Baron?« fragte Timm erstaunt. Er blickte Marinetti an, und der Alte nickte und sagte: »Ich habe sie an den Baron verkauft.«

»Für welchen Preis?«

»Fünfhunderttausend Lire«, antwortete an Marinettis Stelle der Baron. »Ich bin trotzdem bereit, sie gegen die zwei Puppen einzutauschen.«

»Die beiden Puppen kosten zwei Millionen.«

»Zwei Millionen?« Der Baron schrie die Frage fast. Timm aber antwortete ruhig: »Das ist der Preis.«

»Und wie verträgt sich dieser Wucherpreis mit Ihrer Auffassung vom Geld, Herr Thaler? Sie halten doch vom Geld nicht viel.«

»Ebendrum, Baron«, sagte Timm, »verlange ich ja zwei Millionen. Die Puppen sind mir soviel wert, daß Geld den Wert für mich gar nicht aufwiegen kann.«

Jetzt lachte der Baron ein meckerndes Lachen. »Sie haben im Wörterverdrehen Fortschritte gemacht, Herr Thaler«, sagte er. Dann, wieder kühl und sachlich, fragte er: »Also zwei Millionen?«

»Zwei Millionen«, antwortete Timm.

»Gut«, sagte der Baron, »dann hole ich die Puppen und das zusätzliche Geld. Sie können im Kabinett des Herrn Marinetti auf mich warten. Es wird nicht allzu lange dauern, bis ich

wieder hier bin.«

»Ich werde warten, Baron«, sagte Timm.

Nun eilte der Baron davon, und Marinetti führte uns ins sogenannte Kabinett im Hintergrund des Ladens, in einen Raum mit alten Polstermöbeln, der Licht von einem kleinen Innenhof empfing.

Im Kabinett saß ein Herr in einem Sessel, der sich erhob, als wir den Raum betraten.

Marinetti schaute ihn verblüfft an. »Wie sind denn Sie hereingekommen?« fragte er.

»Erst durch die Eingangstür, dann durch den Laden«, sagte der Herr lächelnd. »Sie haben mich zu dieser Stunde doch erwartet. Der Zettel liegt noch immer auf dem Tisch.«

Er zeigte auf einen Notizzettel, der auf dem runden Tisch lag und den Marinetti nun, immer noch verblüfft, in die Hand nahm und beguckte.

»Das ist meine Schrift«, murmelte er. »Ganz ohne Zweifel. Aber ich kann mich gar nicht erinnern, dies geschrieben zu haben.« Plötzlich fiel ihm ein, daß er Timm und mir noch keinen Platz angeboten hatte, und so sagte er: »Bitte, meine Herren, setzen Sie sich doch. Auch Sie, Graf Gödrö. Sind Sie Ungar?«

»Ja«, sagte, sich setzend, der Herr. Er trug in einem rundlichen Gesicht mit leicht schrägen Augen einen nach unten hängenden Schnurrbart und auf dem massigen Leibe eine grüne Jacke, die an einigen Stellen speckig glänzte. »Ja«, sagte dieser Herr, »ich bin Ungar.«

»Und ich habe Ihnen die lebensgroße Nachbildung eines Gondoliere versprochen?« fragte Marinetti. »Wann war denn das?«

»Gestern am Telefon«, sagte Graf Gödrö.

Timm und ich hatten uns inzwischen in Sessel gesetzt, und gerade wollte Marinetti sich ebenfalls setzen, als das Telefon ertönte, ein schnörkeliges altmodisches Telefon, das auf einem Rokoko-Kommödchen stand.

Als Marinetti den Hörer abhob, sich meldete und hin und

wieder »ja« oder »ich verstehe« sagte, malte sich Erstaunen auf seinem Gesicht. Dann, als er den Hörer wieder in die Gabel gelegt hatte, sagte er, den Grafen Gödrö seltsam ansehend: »Die Puppe wird gebracht. Sie ist schon auf dem Weg hierher.«

»Da sehen Sie, daß es sie gibt«, sagte der Graf, »und daß Sie schon für mich tätig geworden sind.«

»Merkwürdig«, sagte Marinetti und setzte sich, »merkwürdig, daß ich mich gar nicht daran erinnern kann. Ich werde nun wohl wirklich alt. Im übrigen, Graf, verlangt der Besitzer einen stattlichen Preis.«

»Damit habe ich gerechnet«, sagte Graf Gödrö. »Umsonst ist nur der Tod.«

Er wollte offenbar noch etwas hinzufügen; doch machte er den Mund nur auf und schloß ihn nicht wieder. Irgend etwas in Richtung der Tür erregte gerade seine Aufmerksamkeit.

Nun richtete auch ich den Blick auf die Tür und sah, daß sie sich langsam öffnete. Durch ihre Öffnung schob sich ein Männerkopf mit einem Strohhut vor, und diesem Kopfe folgte waagrecht und steif ein Körper. Es sah so aus, als ob der Körper schwebe.

Dann aber wurde ein schlanker Herr in einem mittelblauen Anzug sichtbar, der diesen Körper trug. Er brachte – jetzt gab's keinen Zweifel mehr – die lebensgroße Gondolierepuppe für den Grafen.

Der Graf stand denn auch auf und sagte: »Reizend, daß Sie sich selber herbemühen, Fürst; aber das war doch wirklich nicht notwendig.«

Der Angeredete, der nun die Puppe auf die Beine stellte und sie schräg ans Rokoko-Kommödchen lehnte, fragte: »Kennen wir uns, mein Herr?«

»Graf Gödrö aus Ungarn«, sagte, den Grafen vorstellend, der alte Marinetti. Und da er einmal dabei war, stellte er auch Timm und mich gleich vor. Dann trat er neben den Besucher und sagte, seine Hände öffnend zu Schalen des Entzückens: »Fausto Cantrini.«

Die Vorstellung verfehlte ihren Eindruck auf uns nicht: Fausto Cantrini war der letzte Sproß eines uralten adligen Geschlechtes von Venedig, das Dogen und Kardinäle hervorgebracht hatte und einmal einen der schönsten Paläste am Canal Grande besaß. Im übrigen war Fausto Cantrini ein Playboy, der immer Geld brauchte und niemals welches hatte.

Auch diesmal kam er, nachdem wir uns umständlich die Hände geschüttelt hatten, gleich auf Geld zu sprechen, nämlich auf die Bezahlung für die Gondolierepuppe.

Graf Gödrö war bereit, sie gleich und bar zu bezahlen, und so bat Marinetti die zwei in den Laden hinaus.

Fausto Cantrini verließ das Kabinett als letzter. Als er sich von Timm und mir verabschiedet hatte, sagte Timm: »Es war uns ein Vergnügen, Fürst.«

Da drehte sich der Adelsproß, schon in der Tür, noch einmal um und sagte: »Fürsten, Herr Thaler, sind wir eigentlich nicht; denn wissen Sie, in großen Handelsstädten, ob in phönizischen, venezianischen oder meinetwegen hanseatischen, da war man immer gut republikanisch.«

»Handel befördert das republikanische Denken, meinen Sie?« fragte Timm Thaler. »Das wäre eine Unterhaltung wert.«

»Dann kommen sie um fünf zu mir zum Kaffee«, sagte Fausto Cantrini. »Darf ich mit Ihnen beiden rechnen?«

Wir sagten zu, und er verschwand mit seiner Puppe. Als ihre Beine aber noch zu sehen waren, erschien zugleich ein anderes Beinpaar in der Tür, ein baumelndes mit gelben türkischen Schnabelschuhen an den Füßen.

»Ah, Pantalones Puppen kommen«, sagte Timm.

Und da stand der Baron auch schon im Kabinett. Er trug die Puppen, die schlenkerten, über dem linken Arm, und in der rechten Hand eine schwarze Aktentasche.

»Hier wären die Puppen«, sagte er zu Timm. »Und hier...«, er reichte Timm die Aktentasche, »... hier ist das Geld. Zählen sie es bitte gleich nach?«

»Wenn Sie mit mir Geschäfte machen, stimmen die

Moneten«, sagte Timm. »Ich brauch sie also nicht zu zählen.«

»Das ehrt mich, Herr Thaler.« Der Baron legte die Marionettenpuppen, sorgfältig eine neben der anderen, auf den runden Tisch. Timm aber reichte ihm die zwei mittelalterlichen Puppen hinüber.

Dabei geschah nun etwas sehr Merkwürdiges: Als der Baron die beiden Puppen in den Händen hatte, schien es mir so, als bewegten sich ihre Gesichter. Jedoch geschah das nur für einen kurzen Augenblick. Dann waren sie wieder starr.

Aber jetzt waren die beiden Puppen erstaunlich verändert: Die Puppe, die Timms Knabengesicht getragen hatte, trug nun mit einemmal Timms Manns Gesicht. Die Puppe aber mit dem Gesicht des Barons hatte nun das Gesicht eines Greises, eines uralten Mannes.

Auch der Baron bemerkte die Veränderung, wie ich an einem Zucken seiner Augenbrauen erkannte. Er setzte sich rasch in einen Sessel, legte die Puppen, mit dem Gesicht nach unten, auf seine Knie, griff sich von dem Kommödchen einen schwarzen Plastikbeutel, auf dem in Goldbuchstaben »Marinetti« stand, und steckte die Puppen vorsichtig hinein.

Dann hatte er es plötzlich eilig. »Ich muß gehen«, sagte er. »Fausto Cantrini hat Sie, wie ich hörte, eingeladen. Ich bin um fünf gleichfalls bei ihm. Wir sehen uns also später.«

Er verließ, die Plastiktasche in der Linken, mit einer angedeuteten Verbeugung das Kabinett.

Gleich darauf kam der alte Marinetti in das Kabinett zurück. Er strahlte.

»Sie haben vermutlich ein gutes Geschäft gemacht?« fragte Timm.

»Ein ganz vorzügliches«, antwortete Marinetti. »Dieser Graf Gödrö, wer immer er sein mag, ist ungewöhnlich großzügig. Ich hoffe, er bleibt mir als Kunde.«

»Hoffen wir's«, sagte Timm. »Und was bin ich Ihnen für die Vermittlung des Puppentausches schuldig?«

»Wenn Sie mal wieder Marionettenpuppen ausrangieren, Herr Thaler, dann schenken Sie mir die. Gut?«

»Gut«, sagte Timm. »Auch Sie sind großzügig, Herr Marinetti.« Dann packte er Pantalones Puppen in zwei Plastiktüten, und wir verließen das Geschäft des alten Mannes. Ich trug die schwarze Aktentasche, Timm die Puppen.

Unterwegs fragte ich Timm: »Dieser Graf Gödrö, war das...«

»Er war es«, sagte Timm.

»Und was wollte er in Marinettis Kabinett? Du hast doch gar keine Geschichte erzählt.«

»Aber ich wollte eine erzählen«, sagte Timm. »Um ihn zu ärgern, hab ich's dann aber unterlassen.«

»Ärgere ihn nicht unnötig«, warnte ich, »denk an Krescho«, worauf Timm entgegnete: »Da ist Krescho, gesund und munter.«

Krescho kam gerade über die kleine Brücke, die zu Pantalones Restaurant führt, und nun gingen wir gemeinsam hinunter in den Gasträum.

Hier kam Pantalone – wie üblich mit dem roten Käppchen und der küchenbunten Schürze – auf uns zugestürzt und rief: »Amico Timm, hast du die Puppen?«

Timm gab dem Wirt die beiden Plastiktüten, und nun war Pantalone für eine Weile beschäftigt: Er nahm die Puppen des Barons von den Haken an der Wand, legte sie vorsichtig auf unseren Tisch und hängte seine alten Puppen wieder auf. Dabei plapperte er unaufhörlich, aber ich verstand kein Wort; denn er plapperte venezianisch.

Dann, als Timm die Puppen des Barons zur Hand nahm, um jetzt die Plastiktüten mit ihnen zu füllen, geschah wieder etwas Seltsames: Sobald Timm eine Puppe in der Hand hielt, veränderte sich fast unmerklich, aber stetig das Gesicht, bis es die Züge des Barons angenommen hatte. Nur die Puppe, die Egon Siebert aus Dortmund darstellte, veränderte ihre Züge nicht.

Als ich Timm überrascht anschaute, lächelte er, wies mit dem Kopf auf Krescho, der Pantalone half, die alten Puppen wieder aufzuhängen, und legte einen Finger auf die Lippen.

Ich nickte stumm. Dann war die letzte Puppe im Plastikbeutel verschwunden, und Krescho hatte nichts gemerkt.

Nach dem Essen, das wir an diesem Tag gratis bekamen, schlenderten wir zu dritt über den von Menschen wimmelnden Markusplatz ins Hotel »Saturnia«, ließen die schwarze Aktentasche in den Safe einschließen und legten die Plastiktüten mit den Puppen in mein Zimmer, da Timm sein Zimmer nur für eine Nacht gemietet hatte.

Danach gingen wir, um Leute zu begucken und Kaffee zu trinken, langsam zum Markusplatz zurück. Dabei hörten wir, als wir uns der Moseskirche näherten, Musik von Stimmen und Instrumenten.

Timm sagte: »Das ist Mozart. Eine Messe von ihm. Hören wir zu?«

Ich sagte: »Gern«, und Krescho fragte: »Warum nicht?« So überschritten wir auf dem Brückchen den Fluß des heiligen Moses und gingen zur Kirche, wo Timm und Krescho vor mir in die mittlere Tür eintraten.

Gerade wollte ich den beiden folgen, als ich zur Rechten, wo ein Bretterzaun die Nebentür verdeckte, Stimmen hörte, Stimmen, die ich zu kennen glaubte. So folgte ich den beiden nicht, sondern ging auf Zehenspitzen zu dem Zaun und lugte in eine Lücke zwischen zwei Brettern hinein.

Jetzt hörte ich die Stimmen deutlicher, und ich wußte auch, von wem sie kamen,- denn durch die Bretterlücke sah ich, wer da redete: Es waren Signore Grandizzi und der Baron.

»...zum Schluß auch etwas Dankbarkeit erwarten«, zischte der Baron gerade mit wütender Miene. »Wem verdanken Sie denn dieses immer noch junge Gesicht?«

»Und wem, Baron«, fragte Signore Grandizzi beherrscht, doch mit zitternder Stimme, »wem verdanke ich dieses Leben ohne Boden, das ewige Hin und Her, das wurzellose Treiben? Wen hab ich denn, zu dem ich lieb sein kann? Was hab ich denn zu uneigennütziger Freude?«

Der Baron wollte, so schien mir, scharf antworten, denn er

zog scharf den Atem ein, aber die Arbeiter des Baus kamen zurück von ihrer Mittagspause, von der Siesta. So schwieg er und verzog sich mit Grandizzi. Ich konnte gerade noch in die Kirche huschen, bevor die zwei mich beim Herauskommen aus der Zauntür hätten sehen können.

Die Kirche war voller Menschen. Viele saßen, die meisten standen. Ich sah Jugend in Blue jeans und einige Damen, die lange Kleider trugen.

»Mozart verkraftet beides«, dachte ich und verschränkte die Arme über der Brust, um der Musik zu lauschen.

Aber ich kam nicht dazu. Jemand stieß mich an. Es war Timm. Als ich mich mit fragend erhobenen Augenbrauen zu ihm umdrehte, legte er einen Finger auf die Lippen und deutete mit dem Kopf zur Tür.

Also verließ ich mit ihm die Kirche wieder, die ich gerade betreten hatte, und Krescho folgte uns.

»Gehen wir weiter«, sagte Timm Thaler draußen, »damit wir nicht stören.« Er zog mich förmlich, an der geschlossenen linken Tür der Kirche vorbei, in die Gasse hinein, bog ab nach rechts und sagte, als die Musik nur noch gedämpft zu hören war, beinahe feierlich: »In dieser Kirche liegt John Law begraben. Ich habe soeben seinen Grabstein gesehen.«

»Und deshalb hast du mich aus der Kirche gezerrt?« fragte ich. »Wer ist das überhaupt: John Law?«

»John Law«, sagte Timm, während wir langsam weitergingen und Krescho seinen Vater so gespannt ansah wie ich, »John Law, Boy, war ein Schotte, den einst ein Herzog von Orleans nach Frankreich holte, um das am Gelde krankende Land zu retten.«

»Und hat er es gerettet?« fragte Krescho.

»Ja«, sagte Timm, nach rechts hin nickend, wo Padre Ambrosio sich gegen uns verbeugte. »Ja, dieser John Law hat Frankreich für einige Zeit wirklich gerettet. Er hat für die westliche Welt das Papiergeld erfunden, das die Chinesen früher schon einmal erfunden hatten.«

»Und um uns das zu sagen, schleppst du uns weg von

Mozart?« fragte Krescho.

»Na hör mal«, sagte Timm, »ist das nicht fabelhaft, daß wir am Grabstein von John Law gestanden haben? All das Papiergeld, das es heute gibt, verdanken wir John Law, der selbst ein ehrlicher und wohlmeinender Mann war, der aber etwas leichtsinnig an den Gemeinsinn aller Menschen glaubte. Das Papiergeld, das den Handel so belebt, wird ja sehr leicht ein lappiger Fetzen ohne Wert, wenn gar zu hoch damit gespielt wird.«

»Also ging Herr John Law am Ende doch noch pleite«, sagte Krescho. Und sein Vater bestätigte es: »Er starb als armer Mann im Jahre 1729 in Venedig. Doch daß er in der Moseskirche ruht, daß wußte ich nicht. Ich hab es eben erst entdeckt.«

Wir waren angekommen auf dem Markusplatz und suchten uns auf der rechten Seite einen freien Tisch aus.

Als wir uns setzten, kam der Kellner mit den abgewetzten Rändern am Jackett. »Ich helfe auf dem Markusplatz ein bißchen aus«, sagte er, als ob er sich dafür entschuldigen müsse. »Was darf ich den Herren bringen?

Sie können auch...«, er grinste, »... mit Papiergeld bezahlen.«

»Also mit der Erfindung des John Law, Herr Ober«, sagte Timm. »Dann bringen Sie uns zwei Kaffee, zwei Capuccini.«

»Und für mich Vanille- und Zitroneneis«, sagte Krescho.

Der Kellner ging, und nun fragte Krescho, mit seinem Kopf auf den Kellner deutend: »Ob der uns vom Papiergeld reden gehört hat?«

»Sicherlich«, sagte Timm. »Kellner haben oft scharfe Ohren.« Dabei sah er mich an und schloß ein Weilchen die Augen, was bedeuten sollte: Nichts verraten.

Während ich unmerklich nickte, sah ich in der Wasserkaraffe vor mir auf dem Tisch den alten Mann mit dem zerfransten Strohhut gespiegelt, der in Murano am Kanalufer gegessen hatte. Er schien dicht hinter mir zu stehen; denn groß sah er mich aus dem Karaffenspiegel an, aus einem Hundert-

Lire-Schein gemütlich eine Zigarette drehend. Als ich mich umwandte zu ihm und »buon giorno« sagte, grunzte er, steckte die Geldschein-Zigarette in den Mund und hinkte davon.

Timm, der die kleine Szene beobachtet hatte, lachte und sagte: »Eine teure Zigarette. Und jetzt kommt nach seinen Puppen bestimmt der alte Puppenmeister.«

»Welcher Puppenmeister?« fragte Krescho verwirrt.

Sein Vater gab ihm keine Antwort; denn der Baron stand plötzlich neben ihm und fragte, ob es gestattet sei, sich zu uns zu setzen. Bevor er Antwort hatte, saß er aber schon am Tisch und sagte: »Es wäre Zeit, zu Fausto Cantrini zu fahren. Kommen Sie mit?«

»Wir müssen erst bezahlen, Baron«, sagte Timm.

»Ist schon bezahlt, Herr Thaler«, sagte der Baron und winkte mit zwei Fingern dem uns sichtbaren Kellner zu. Dann erhob er sich wieder.

Wenig später saßen wir in einer Barkasse, die den Canal Grande hinaufquirlte. Er war wie immer belebt von Dampfern, Gondeln und Barkassen wie der unseren. Als wir hier an einem Palast von der Farbe alter Ziegelsteine vorüberfuhren, ließ der Baron den Mann am Steuer langsamer fahren und sagte: »Das ist der Palast der Cantrini, noch gotisch, aber auch schon Renaissance.«

Es war ein schöner Palast, der statt der Fenster säulenflankierte hohe schmale Türen hatte, oben mit Rundungen, die eine Spitze hatten. Sie führten hinaus auf Balkönchen mit Schnörkelgittern in Weiß. Die Bootspfoften vor dem Palast waren blau-gelb geringelt.

Als der Palast zurückblieb und wir weiterfuhren, fragte Krescho den Baron: »Warum fahren wir weiter? Wir sind doch eingeladen in den Cantrini-Palast.«

»Das sind wir leider nicht«, antwortete der Baron. »Wir sind zwar eingeladen zu Fausto Cantrini, aber der hat zwei Zimmer in einem anderen Palast, der seinem Onkel gehört.«

Eins dieser Zimmer, von denen der Baron gesprochen hatte, erwies sich, als wir es kurz darauf betraten, als ein schöner

Saal mit vergoldetem Stuck an der Decke. Auf der gestreiften Seidentapete sahen wir dunkle Rechtecke. Hier hatten wohl einmal Bilder gehangen. Der Saal war leer. Doch als Fausto Cantrini uns hinter eine chinesische Stellwand führte, sah er gleich einladender aus: Wir setzten uns in schöne, hohe, unbequeme gotische Stühle, die einen schweren Renaissance-Tisch umstanden. In Meißner Porzellan mit grünem Blatt-Muster wartete hier der Kaffee schon auf uns. Fausto Cantrini trug jetzt eine Hausjacke wie der alte Marinetti, doch war sie besser geschnitten und aus schwerer Seide. Er setzte sich als letzter und sagte, während er uns Kaffee einschenkte: »Ich habe mich inzwischen ein bißchen orientiert über Zusammenhänge zwischen Handel und Republikanertum, Herr Thaler.«

»Und was haben Sie herausbekommen?« fragte Timm.

»Der Handel, habe ich festgestellt, ist von Natur republikanisch. Als euer Martin Luther sich mit unserem Papst herumstritt, verdiente das Handelshaus der Fugger nach beiden Seiten: Für unseren Papst nahm es die Ablassgelder ein; und Fürsten, die auf Seiten eures Martin Luther standen, hat es finanziert. Es war republikanisch offen für jedermann.«

»Nur um Gewinn zu machen, nicht aus Überzeugung«, sagte Timm, wobei ihn der Baron unwillig ansah.

Fausto Cantrini aber winkte ab. »Wer Händler wird, muß sich nach allen Seiten orientieren können«, sagte er. »Er bringt den Sinn für alle Seiten mit. Bevor er handelt, ist er schon republikanisch. Irgendwie ist der Händler ja auch Abenteurer. Und wer denkt freier als ein Abenteurer? Sindbad der Seefahrer und Marco Polo waren Handelsleute: Sie gingen ein großes Risiko ein und hatten großen Gewinn.«

»Und heute gibt's auch große Gewinne ohne Abenteuer«, sagte Timm. »Ich kenne da eine Geschichte...«

»... die Sie uns unbedingt erzählen wollen«, sagte der Baron.

»Nicht unbedingt, Baron«, gab Timm zur Antwort. »Sie ist aber erzählenswert, wenn man von Handel und Gewinnen

spricht.«

»Dann bitte ich Sie, uns die Geschichte zu erzählen«, sagte Fausto Cantrini, und Krescho und ich schlossen uns seiner Bitte an.

Nun seufzte, nicht sehr laut, aber vernehmlich, der Baron; Timm Thaler aber lächelte, setzte sich so bequem, wie es ihm möglich war, in seinem gotischen Stuhl zurecht und erzählte uns die Geschichte:

**Der lange Weg nach Wied am Bach
oder
Sei klug und weise, erhöh die Preise**

In den Tagen des Wohlstands wurde die Apotheke »Zur goldenen Kugel« in Wied am Bach, die seit drei Generationen im Besitze der Familie Kügler war, von Barnabas Kügler, benannt Barni, geleitet, der schon, bevor es im westlichen Deutschland Mode wurde, ein sogenannter Linker war. Am liebsten hätte er die ganze Welt von Montag auf Dienstag umgekrempelt und alles, einschließlich der Apotheken, zum Eigentum aller gemacht.

Barni lebte zusammen mit seiner Mutter und seiner Schwester Margaret, die fünfzehn war, in einer Wohnung oberhalb der Apotheke. Sein Vater war tot. Seine Mutter, die seine Ideen für ein bißchen überspannt hielt, hatte ihm die Leitung der Apotheke übertragen, damit die Arbeit »seinen linken Eifer dämpfe«, wie sie sagte. Seine Schwester Margaret war eine Jüngerin des Fernsehens. Sie wollte Detektivin werden.

Eines Tages, als Sohn und Mutter sich über die schon sprichwörtlich gewordenen Apothekerpreise stritten, die Barnabas für Wucher hielt, die Mutter aber für gewissermaßen gottgegeben, ließ Barni seinen Löffel klirrend in den Suppenteller fallen, rannte zur Tür, wollte hinauslaufen, blieb aber plötzlich stehen, drehte sich wieder um und fragte mit ruhiger Stimme seine Schwester: »Wann sind die nächsten Ferien?«

»Übermorgen fangen die Sommerferien an«, antwortete, ein bißchen erstaunt, seine Schwester.

»Dann, Mama«, sagte der junge Mann und wandte sich seiner Mutter zu, »schlag ich dir vor, wir schicken Margaret auf die Reise.«

Die Mutter, die sich bei Streitgesprächen immer ruhig hielt,

deren Hände aber zitterten, fragte: »Auf was für eine Reise, Barnabas?«

»Da deine Tochter Detektivin werden will...« Bei dem Wort »Detektivin« zuckten die Hände der Mutter. »Da deine Tochter Detektivin werden will, schenk ich ihr eine Ferienreise, damit sie herausbringt, was irgendein beliebiges Medikament, zum Beispiel Stomabals, in der Herstellung wirklich kostet. Wir streiten uns nämlich, Mama...«, er sprach mit sehr versöhnlicher Stimme, »... als säßen wir an einem Stammtisch, an dem man über Sachen spricht, von denen man nichts weiß. Laß uns das mal ein bißchen untersuchen. Was ist zum Beispiel drin in Stomabals?«

»In einer Packung Stomabals?« Die Mutter dachte nach und murmelte: »Null Komma elf Gramm Sacharinsodcarbonat, null Komma zehn Gramm...« Sie murmelte einen unverständlichen Namen. »Und hundert Kubikzentimeter Bindemittel.«

»Und wieviel kostet das?« fragte der Sohn.

Die Mutter zögerte. Dann sagte sie, ohne eine direkte Antwort zu geben: »Für das bißchen, was in Stomabals drinsteckt, ist es tatsächlich sehr, sehr teuer.«

»Siehst du.« Barnabas wandte sich nun wieder seiner Schwester zu: »Hast du Lust, in den Ferien ein bißchen durch Europa zu gondeln und Detektivin zu spielen?«

»Welches junge Mädchen hätte dazu keine Lust?« fragte die Mutter. »Aber Margaret ist erst fünfzehn, Barnabas. Und unterwegs kann viel passieren.«

»Mir?« fragte mit jetzt rotem Kopf die angehende Detektivin. »Wenn ich nicht selbst aufpassen kann auf mich, dann möcht ich wissen, wer.«

Doch ihrem Bruder war bei dem Gedanken an ihre fünfzehn Jahre auch nicht wohl. So sagte er: »Dann reisen wir zusammen. Kommst du allein mit der Apotheke zurecht, Mama?«

»Ich hoff es, Barnabas.«

Die Mutter seufzte, Margaret strahlte, und Barnabas ging

ans Telefon, um einen ihm befreundeten Automechaniker anzurufen. Dem sagte er, bis übermorgen müsse sein Wagen überholt und tipptopp für eine längere Reise sein.

Zwei Tage später fuhr ein Auto über den Rhein und zu dem kleinen Ort Cherville in Frankreich, in dem es die Arzneimittelfabrik Allange gab.

Da es ein Sonntag war, war die Fabrik geschlossen. Margaret und Barni fuhren daher zum Privathaus der Besitzer. Es war ein Schloß.

Ein hoher weißlackierter schmiedeeiserner Zaun umgab den Besitz der Familie Allange. Neben dem Eingangstor, das geschlossen war, stand ein stattliches Pförtnerhaus mit Blumen vor den Fenstern, und aus einem dieser Fenster guckte – ein Mondgesicht mit kleinem Schnurrbart – der Pförtner heraus, dem Barni seine Visitenkarte überreichte.

Der Pförtner verschwand mit dem Kärtchen im Innern des Hauses, erschien aber gleich darauf hinter dem Haus auf dem breiten Kiesweg wieder, der zum Schloßeingang führte.

Barni, der ihm nachguckte, sagte: »Daß man mit Arznei viel Geld verdienen kann, habe ich immer schon gewußt. Aber daß man damit ein solches Schloß in vollem Betrieb erhalten kann, das ist mir neu.«

Wenig später kam der Pförtner mit Barnis eigener Visitenkarte wieder. Auf die Rückseite war in französisch gekritzelt: »Apothekerbesuche montags bis freitags von 11.00 bis 13.00 Uhr.«

Barnie wollte, als er die Notiz gelesen hatte, einen Fluch loslassen; aber Margaret stieß ihn heimlich mit dem Fuß an und fragte den Pförtner in nicht sehr gutem, aber verständlichem Französisch: »In welche Diskothek geht Maude gewöhnlich, Monsieur Concierge?«

»Claude?« Der Pförtner überlegte kurz. »Ich glaube, er geht am liebsten in die »Rote Katze.««

»Merci, Monsieur Concierge.« Margaret deutete einen Knicks an und stieg dann mit Barni wieder in das Auto ein. Sie fuhren zurück in den Ort. Dabei fragte Barni: »Maude oder

Claude: Wer ist denn das?«

»Wahrscheinlich ist es der Allange-Sohn«, sagte Margaret. »Ich hab nämlich hinten aus dem Schloßgarten einen Namen rufen hören. Ich habe Maude verstanden. Aber jetzt wissen wir, daß es sich um einen Claude handelt, der in der ›Roten Katze‹ verkehrt. Und zur ›Roten Katze‹ werden wir uns heute abend begeben.«

»Wozu?« fragte Barni.

»Laß dich überraschen«, sagte Margaret.

Am Abend saßen beide in der »Roten Katze«, Barni in einem Bluejeans-Anzug, Margaret in einem in der Taille enganliegenden, unten glockenförmigen, langen Kleid mit Trägern über den Schultern, das sie älter aussehen ließ, als sie war. Die Musik war sehr laut aufgedreht, und über der runden Tanzfläche wechselte beständig das Licht.

Da Barni ein Student gewesen war, der immer nur studiert hatte, war diese Welt ihm fremd, in der sich seine Schwester so vertraut bewegte. Sie tanzte immerzu mit lockeren Hüften, und Barni stellte fest, daß er überm Studieren und Philosophieren vergessen hatte, das Tanzen zu lernen.

Natürlich war ihm die Musik zu laut, und die Bewegungen der Tanzenden fand er ein bißchen unanständig. Als er aber aus einem großen flachen Glas, einer Art Schale mit Stiel, etwas Rosafarbenes getrunken hatte, das süß und scharf schmeckte, fing er sogar selbst zu tanzen an, und später, als Margaret einen hübschen jungen Mann namens Claude Allange an ihren Tisch brachte, besprach Barni mit diesem Claude ausführlich die Veränderung der Welt und die Verstaatlichung aller Arzneimittelfabriken sowie sämtlicher Apotheken.

Gegen vier Uhr morgens tanzten die drei Arm in Arm – Vorwärtsschritt, Wechselschritt, Vorwärtsschritt, Wechselschritt – in das Hotel, in dem Barni und Margaret wohnten, und feierten bis Tagesanbruch weiter. Dabei erfuhren die Geschwister, daß das Magenmittel Stomabals von der Fabrik Allange nur noch verpackt wurde; denn es kam

fertig und in Kapseln aus der Schweiz, aus einem Orte namens Teirkofen bei Bern.

Zu diesem Ort fuhren Barni und Margaret am nächsten Tag mit brummenden Köpfen, nachdem sie Claude, der etwas viel getrunken hatte, dem Schloßpförtner behutsam übergeben hatten.

In Teirkofen, einem kleinen alten Ort mit breiten Häusern, gibt es die Arzneimittelfabrik Röppli. Sie läßt jedoch keine Besucher ein in ihre Räume, denn dafür hat sie ein Büro in der Stadt Bern.

So fuhren Margaret und Barni weiter zur Stadt Bern, immer noch mit brummenden Köpfen, und hier fanden sie unweit des breiten Zeitglockenturms mit seinem feinen Spitzdach, auch nicht sehr weit entfernt von einem Brunnen, in dem auf einer Säule ein Gewappneter mit einer Löwenfahne steht, das Röpplische Büro, das aber schon geschlossen war. Nur eine alte Zugehfrau werkelte hier noch herum.

Mit dieser Zugehfrau begann Margaret ein Gespräch. Sie sprach mit ihr über eine Freundin ihrer Mutter, die hier einmal Sekretärin gewesen oder es immer noch war, ein gewisses Fräulein... Fräulein...

»Sie meinen sicher Fräulein Gloor«, sagte die Zugehfrau. »Die ist ja schon fast fünfzehn Jahre bei uns.«

»Ja«, rief Margaret strahlend, »jaja, ich meine Fräulein Gloor. Wo wohnt sie?«

Der Weg zur Wohnung Fräulein Gloors wurden den zwei Geschwistern so genau beschrieben, daß sie die Wohnung ohne Mühe fanden und schon ein Stündchen später darin saßen und mit der Sekretärin Schwarzgeräuchertes zu Abend aßen. Fräulein Gloor konnte sich zwar an die Mutter der beiden zuerst nicht erinnern; doch erinnerte sie sich an eine deutsche Apothekerin, mit der sie auf dem Bodensee gerudert war, als irgendeine Tagung stattgefunden hatte, und das, behauptete Margaret dreist, wäre ihre Mama gewesen. »Sie läßt Sie herzlich grüßen«, fügte sie hinzu. »Und wir sollen Sie ein bißchen ausführen, hat sie gesagt.«

»Ausführen?« fragte Fräulein Gloor, ein älteres, adrett gekleidetes Fräulein. »Wohin denn ausführen?«

Auch Barni rief: »Ausführen?« Er fragte sich entsetzt, ob Margaret sich etwa noch eine zweite Nacht um die Ohren schlagen wolle.

Aber zu seinem Glück wurde es nichts mit dem Ausführen; denn Fräulein Gloor sagte, sie ginge abends niemals aus, nur manches Mal zum Essen. Gegessen aber hätte sie ja schon. Doch falls die Geschwister einen guten alten Wein probieren möchten...

»Wein ist mein Lieblingsgetränk!« rief Margaret. »Ich liebe Wein.« Sie küßte ihre Fingerspitzen. »Wein ist der Trank der Götter.«

Barni, dessen Schädel beim Gedanken an den Wein sofort stärker zu brummen begann, dachte: »Das ist ja entsetzlich, was diese Jugend vertragen kann. Man müßte noch mal fünfzehn sein.«

Fräulein Gloor aber war jetzt ganz fröhliche Geschäftigkeit. Sie holte, nachdem sie zuvor den Geschwistern telefonisch ein Hotel besorgt hatte, den Wein aus dem Keller, drei staubüberpuderte Flaschen, und dann tranken die drei den Wein wahrhaftig aus, sehr langsam zwar, jedoch fein stetig. Dabei erzählte Fräulein Gloor den beiden Geschwistern ihr Leben, ein Leben, das nicht gerade strahlend, aber auch nicht traurig gewesen war.

»Was ich erreicht habe im Leben«, sagte Fräulein Gloor am Ende, »das gefällt mir. Ich lebe gern in der Stadt Bern. Ich habe meine Wohnung gern, und auch der Posten in dem Rapplichen Büro gefällt mir.«

»Räppli?« fragte Margaret sofort und tat versonnen. »Bekommen wir von Räppli nicht das Stomabals?«

»Nein«, sagte Fräulein Gloor und goß Wein nach, »Sie kriegen es nur indirekt von uns. Wir liefern unsere Kapseln nämlich an die Firma Allange nach Frankreich. Wir aber werden wiederum beliefert von der Firma Knijper aus Duurdijk in Holland. Eigentlich...« Fräulein Gloor spielte eine

kleines verlegenes Mädchen. »Eigentlich ist das ein Firmengeheimnis. Aber da Sie Apothekerkinder sind, sind wir ja unter uns.«

Die beiden Apothekerkinder, die Fräulein Gloor in freundlicher Aufgeregtheit mit ihrem alten Rotwein traktierte, verbrachten den größten Teil des folgenden Tages schlafend in ihren Hotelzimmern. Als sie sich endlich aufrappelten, um ein bißchen zu essen, hatten sie noch immer oder schon wieder Schädelerweh.

»Wenn Detektivspielen aus einer Kette alkoholischer Nächte besteht«, sagte Barni beim Essen, »dann hab ich kein Talent dazu.«

»Der Mensch gewöhnt sich an alles«, sagte Margaret; aber dann faßte sie sich an die Stirn, hinter der Blitze zu zucken schienen, und sagte nichts mehr.

In den folgenden drei Tagen zuckelten die beiden dann, ohne Diskotheken aufzusuchen und ohne einen Tropfen Alkohol zu trinken, langsam nach Holland hinauf und hier an der Küste entlang zu dem kleinen Hafentort Duurdijk, dessen backsteinrote Häuser auf und hinter einem hohen Deiche stehen.

Duurdijk ist ein Touristen- und Andenkenort, in dem die alten Frauen noch in Trachten gehen, in langen Röcken und mit bunten Hauben. Auf dem Deich gibt es eine Häuserzeile, in der sich ein Andenkengeschäft ans andre reiht. Hier kann man Messingmörser, Bronzeglocken, Zinnbecher und Goldarmreife kaufen; hier gibt es die Kacheln aus Delft und den Käse aus Edam, Perlmuttaschenbecher, Lakritzen und Puppen in Trachten; und alles, was verkauft wird, selbst der Käse, trägt hier die Aufschrift: »Gruß aus Duurdijk.«

Hier kommt vom Meer her der Geruch nach Salz und Seetang. Hier riecht's nach Matjeshering und nach Räucheraal. Und gehst du an einer der vielen Kneipen vorbei, steigt dir der Dunst von Bier und Kaffee in die Nase.

Barni rief hier: »Du lieber Gott, wer kauft bloß all den Trödelkram?«

Doch niemand gab ihm Antwort auf die Frage. Margaret war längst in einem der Andenkenläden verschwunden, um hier vergnügt den Trödelkram zu kaufen.

So setzte Barni sich auf eine grüngestrichene Bank zu einem Mann in blauem Fischerpullover. Der Mann war ansprechbar und sprach das Schifferenglisch. Von ihm erfuhr Barni, daß dieser kleine Hafen Duurdijk fünfhundert Jahre alt sei, daß die Touristen nur im Sommer kämen, daß Aale jung am besten schmeckten und daß landeinwärts auch Arznei hergestellt würde.

Davon, erklärte Barni dem Mann auf englisch, habe er gehört. Er solle hier übrigens einer Familie Knijper Grüße ausrichten. Ob die nicht auch Arznei herstelle.

»Sie ist bei uns die einzige Familie, die Arznei macht«, sagte der Mann. »Fahren Sie zu ihr hin?«

»Später, wenn meine Schwester unser Geld in Andenken verpulvert hat«, antwortete Barni.

»Könnten Sie dann...« Der Mann zögerte, fragte dann aber doch: »Könnten Sie dann ein Paket Räucheraale mitnehmen? Sie sind bei mir bestellt. Ich habe aber kein Auto.«

»Mit dem größten Vergnügen«, sagte Barni erfreut. »Bringen Sie mir die Aale.«

Ein Stündchen später, als Margaret eingekauft und Barni diese Einkäufe bezahlt hatte, gingen die Geschwister zu ihrem Auto hinter dem Deich. Barni trug ein Paket mit Räucheraalen unter dem Arm; Margaret war beladen mit Paketen, in denen sich unter anderem Delfter Kacheln, eine Perlmutter-Nachtschlampe, ein Messingmörser und mindestens drei Pfund der unterschiedlichsten Süßigkeiten befanden.

»War alles spottbillig«, sagte Margaret, wozu Barni bemerkte, daß man für das, was er bezahlt hätte, nach seiner Meinung den halben Laden hätte aufkaufen können. Er fügte hinzu: »Sieh zu, wo du das alles unterbringst.«

Aber Margaret brachte die Andenken mühelos unter: Sie legte sie einfach auf die hinteren Sitze des Autos.

Dann fuhren sie landeinwärts zu den Knijpers, die neben

der Fabrik ihr Wohnhaus hatten.

»Wir werden sicher zu einem kopje koffie eingeladen«, sagte Margaret. »Das ist in Holland so üblich, hab ich gehört.«

Aber sie irrte sich. Als sie die Aale zu dem Wohnhaus brachten, einem geräumigen Backsteinbau mit Blumenrabatten davor, nahm ein Dienstmädchen ihnen die Fische dankend ab und schloß die Tür wieder vor ihnen.

»Abgeblitzt«, sagte Barni. »Jetzt sehen wir uns die Fabrik mal an.«

Doch die Fabrik war hochummauert und das Tor geschlossen. Es stand ein Lastwagen mit belgischer Nummer davor. Er trug die Aufschrift: AUCLAIRE, Billijkhuizen.

Was Barnis geschulte Apothekernase wahrnahm, als sie an diesem Tor vorüberfuhren, war der Geruch nach einem sogenannten Bindemittel, mit dem man das, was in Arzneien heilt, verbackt.

Aus der Lastwagenaufschrift und aus dem Geruch schloß Barni, daß hier für »Stomabals« das Bindemittel hergestellt werde, daß aber das, was in dem Magenmittel heilt, von der Firma Auclair herkomme – aus Billijkhuizen, Belgien.

Die Folge dieser Folgerung war, daß Margaret und Barnie mit dem Auto nach Belgien fuhren, wo sie vor Mitternacht im Orte Billijkhuizen waren. Hier lasen sie auf einer hohen Wand die Leuchtinschrift: AUCLAIRE

Die Wand gehörte, wie sie am nächsten Morgen sahen, zu der Arzneimittelfabrik Auclair. Sie stand in einem Wäldchen und war nicht ummauert. In einem kleinen Verkaufsraum der Fabrik zu ebener Erde konnte, wer wollte, jene heilende Grundsubstanz erwerben, aus der man »Stomabals« und andere Arzneien macht.

Barni verlangte hier, nachdem er sich überflüssigerweise als Apotheker ausgewiesen hatte, ein Kilo jener Grundsubstanz und zahlte dafür knappe hundert Mark. Was er damit zu tun gedachte, wollte niemand wissen.

»So schnell und billig kriegt man, was am wichtigsten in der Arznei ist«, sagte Barni. »Und um das bißchen

Drumherum macht man, weiß Gott, was für ein geheimnisvolles Getue.«

»Das Drumherum scheint ein schlechtes Gewissen zu haben«, sagte Margaret.

Bei der Heimfahrt waren die Geschwister noch immer verblüfft darüber, daß sie die Heilssubstanz so rasch erhalten hatten, die, in Arzneimittel verbacken, einen so langen Weg nach Wied am Bach zu machen hat.

»Daß ›Stomabals‹ so teuer ist, liegt offenbar an diesem langen Weg«, sagte Barni.

»Um wieviel wird die Substanz aus Belgien auf diesem Weg eigentlich verteuert?« fragte Margaret.

»Mal sehen«, sagte Barni. Sie begannen zu berechnen, wie viele Packungen »Stomabals« aus einem Kilo der Substanz hergestellt werden können, berechneten den Preis dieser Packungen, teilten ihn durch die hundert Mark, die man für ein Kilo der Grundsubstanz bezahlt, und kamen zu einem erstaunlichen Ergebnis.

Dieses Ergebnis teilten sie daheim ihrer Mutter mit. Doch zuvor beschrieben sie ihr den Weg, den »Stomabals« vom ersten Hersteller bis in die Apotheke macht. Sie erzählten ihr von der Fabrik in Billijkhuizen, wo man die Grundsubstanz mühelos kaufen kann; sie beschrieben ihr den bunten Andenkendeich von Duurdijk, in dessen Hinterland das Bindemittel zugesetzt wird; sie erzählten ihr von Fräulein Gloor in Bern, deren Firma Röppli die Arznei in Kapseln faßt, und sie berichteten ihr von Claude Allange, in dessen elterlicher Firma man die Kapseln kartoniert.

»Von dort«, sagte Barni zum Schluß, »geht ›Stomabals‹ zu den Großlieferanten und von den Großlieferanten endlich zu uns in die »Apotheke zur goldenen Kugel«.«

Die Mutter hatte dem Bericht kopfschüttelnd zugehört. Nun fragte sie: »Was kostet denn in Belgien ein Kilogramm der Masse?«

»Pro Kilogramm rund hundert Mark.«

»Du lieber Himmel!« rief die Apothekerin. »Ein ganzes

Kilo? Und nur hundert Mark? Da wird ja an dem Endprodukt unglaublich viel verdient!«

»Ja«, sagte Margaret, »wir haben es ausgerechnet. Die Schachteln ›Stomabals‹, die man aus diesem Kilo machen kann, kosten für unsere Kunden fünfzigtausend Mark, fünfhundertmal so viel wie der Grundbestandteil.«

»Und das teuerste Magenmittel, das man aus diesem Kilo herstellt«, sagte Barni, »das bringt am Endehundertvierzigtausend Mark, und das bedeutet: das Eintausendvierhundertfache.«

»Und muß das sein?« fragte entsetzt die Mutter.

»Das«, sagte Barni, »werde ich versuchen, herauszubekommen.«

Ob er's herausbekommen hat, ist nicht bekannt.

Timm Thaler schwieg, und wir saßen eine Weile nachdenklich schweigend da, bis der Baron kopfschüttelnd sagte: »Sie scheinen heute einen schlechten Tag zu haben, Herr Thaler. Warum verleumdete Sie die Menschen, die uns Heilung bringen?«

»Ihr Vorwurf geht an die falsche Adresse, Baron«, sagte Timm. »Ich bin ja nur Berichterstatter. Wer aber spielt denn da mit der Krankheit der Menschen? Wer sucht denn da herauszuholen, was herauszuholen ist? Wer schürt die Teuerung denn am falschen Ort?«

»Aber auch Bindemittel, Kapseln und Verpackungen sind wichtig für Arzneien, Herr Thaler.«

»Möglicherweise«, sagte Timm. »Aber das Wichtigste in ›Stomabals‹ kriegt man für hundert Mark pro Kilo, in großen Mengen sogar billiger. Also wird nur verdient an dem, was für die Heilung überhaupt nicht wichtig ist, und das...«

»Das ist in Afrika nicht anders«, unterbrach ihn der Baron. »Der Zauberer kriegt für seinen Hokusfokus mehr als für das bißchen Kraut, das wirklich heilt.«

»Und das, Baron, ist ebenso menschenunfreundlich wie jener lange Weg nach Wied am Bach.«

»Und wollen Sie das ändern?« fragte der Baron.

»Das ändert sich von selber«, sagte Timm. »Sind alle Menschen blind arzneigläubig, werden die, die Arzneien herstellen, leicht übermütig. Werden sie aber gar zu übermütig, kehrt man zum billigen Kraut zurück, das heilt.«

Der Baron erhob sich verärgert. »Wenn es nach Ihnen ginge, Herr Thaler«, sagte er, »dann käme auf dieser Erde wahrscheinlich nichts Vernünftiges zustande.«

»Aber vielleicht etwas ganz reizend Unvernünftiges«, meinte Fausto Cantrini und erhob sich ebenfalls.

Da standen auch Krescho und ich auf, und während wir langsam zur Tür gingen, sagte der Baron mit merkwürdig hoher Stimme:

»Vernünftiges ist niemals reizend.«

Dann verbeugte er sich gegen uns alle, sagte zu Fausto Cantrini: »Es war mir eine Ehre und ein Vergnügen, Fürst«, sagte uns übrigen »empfehle mich« und war auch schon verschwunden.

»Jetzt hat er mich schon wieder gefürstet«, seufzte Fausto Cantrini, »wo ich doch wirklich ein Republikaner bin. Darf ich Sie heimfahren, meine Herren?«

In einer feinen kleinen Barkasse, die sicher sehr viel Geld gekostet hatte, fuhr Fausto Cantrini uns den Canal Grande hinunter. Bei dieser Fahrt erfuhr ich, daß wir von dem Baron am folgenden Tage eingeladen waren, mit seiner Yacht die Adria zu durchfahren.

»Komm mit zu unserem Bungalow«, sagte Timm zu mir. »Dann ersparst du dir morgen die Reise zu uns hinunter.«

Ich sagte zu, und so fuhr uns Fausto Cantrini in hoher Geschwindigkeit und mit laut schäumendem Heckwasser durch die Lagune und dann durchs Adriatische Meer hinunter zu dem Badeort, in dem sich Timm und Krescho eingemietet hatten. Hier begleitete er uns bis zu dem Bungalow, trank noch ein wenig Wein mit uns und sagte, als er ging (es war schon dunkel): »So möchte ich auch leben – ohne Palazzo und Vergangenheit.«

»Auch ich, Fürst«, sagte Timm, den unerwünschten Titel

betonend, »auch ich, Fürst, habe eine Vergangenheit.«

»Aber keine so lange, Herr Thaler, keine so schwere.«
Fausto Cantrini seufzte. »Ah, diese Schwere der
Vergangenheit. Ich wäre am liebsten ein Vogel.« Dann ging
er.

In dieser Nacht im Bungalow träumte mir von Gräften und
von dunklen Sälen, von Grotten und von Spiegelkabinetten,
bis mich ein lautes Lachen weckte und ich bemerkte, daß im
Nebenzimmer Licht anging.

»Was ist los, Krescho?« hörte ich Timm fragen.

Krescho antwortete, noch schlaftrunken: »Ich hab geträumt,
ich saß in einer Gondel und fuhr an dem Palazzo Cantrini
vorbei. Da sah ich einen Vogel mit goldener Brust, einen ganz
kleinen Vogel. Der flog hinauf auf den Palast und setzte sich
aufs Dach. Und da brach unter ihm der ganze Palazzo
zusammen. Das war so komisch, daß ich lachen mußte.«

»Das ist ja auch zum Lachen«, sagte Timm. »Aber schlafen
wir weiter.«

Das Licht ging wieder aus, und ich schlief lächelnd wieder
ein. Diesmal träumte mir von der Yacht, die wir am nächsten
Tag besteigen sollten. Sie war verpackt in einen riesengroßen
glänzenden Karton aus durchsichtiger Folie und trug in Gold
die Inschrift: NUR FÜR DIE, DIE SCHWEIGEN KÖNNEN.

Mir war, als ich das las, sehr unbehaglich zumute.

DER SECHSUNDSECHZIGSTE TAG, AN DEM WIR MIT DER YACHT DES BARONS DIE ADRIA ÜBERQUEREN, AUF EINER LEUCHTTURMINSEL AN DER ISTRISCHEN KÜSTE FESTLICH TAFELN, ZURÜCKFAHREN ANS ENDE DER LAGUNE NACH CHIOGGIA UND HIER EINER VON TIMM ERZÄHLTEN DIEBSTAHLGESCHICHTE LAUSCHEN. TEILT MIT, DASS WIR ZU ABEND AUF DER YACHT ESSEN, DASS WIR UNS SCHLIESSLICH TRENNEN UND DASS DER BARON FÜR MICH NOCH EINMAL ALLE SEINE PUPPEN TANZEN LÄSST, DIE BALD TIMM THALERS MARIONETTENPUPPEN SEIN WERDEN.



Als ich am folgenden Tag mit Timm die Promenade

entlanging – Krescho war uns zur Yacht vorausgelaufen – fragte ich: »Was bezweckt der Baron mit dieser Einladung auf seine Yacht wohl? Denn er bezweckt doch immer irgend etwas.«

»Sicherlich bezweckt er etwas damit«, sagte Timm. »Und ich ahne auch, was. Er will mich wieder an sich binden, wie er den kleinen Jungen damals an sich band, dem er das Lachen abgenommen hatte. Er hat das Maskenspiel jetzt satt. Er will wieder die sogenannte ›nackte Wirklichkeit‹ – oder was er dafür hält.«

Während wir an dem kleinen runden Pavillon vorbeigingen, in dem ich mit Timm am ersten Tag unserer Wiederbegegnung gegessen hatte, am Pavillon, der jetzt, am frühen Morgen, noch geschlossen war, sagte ich: »Ein seltsamer Mann, dieser Baron. Aber weißt du: Als du mir zum erstenmal von ihm erzählt hast, in jenem Korrektorenzimmer der Druckerei zu Leipzig, da hatte er für mich etwas Geheimnisvolles. Jetzt, da ich ihn persönlich kenne... «

»Das ist gewöhnlich so«, unterbrach mich Timm. »Geheimnisvoll ist meist nur das Entfernte. Gehst du drauf zu, ist es geheimnislos.«

»Und daß wir uns hier zufällig getroffen haben, Timm, ganz nah beim toten und doch so lebendigen Venedig...«

»...ist sicherlich kein Zufall«, ergänzte Timm. »Im Umkreis des Barons gibt's keinen Zufall. Und gibt es ihn, dann wird der Mann nervös. Aber was ist denn da los?«

Timm blieb stehen und starrte geradeaus, wo an einer Bootsanlegestelle eine weiße Yacht lag. An Deck stand der Baron. Vor ihm stand Krescho. Es sah so aus, als wollten sie durch Handschlag irgend etwas bekräftigen; denn ihre offenen rechten Hände näherten sich einander.

»Krescho!« rief Timm. Er rief es laut und scharf, und nun ließen die beiden auf der Yacht ihre Hände sinken, der Baron sichtbar widerwillig, denn sein Gesicht verzog sich. Krescho aber wandte den Kopf zur Seite und rief: »Was ist denn?«

»Wir haben die Badesachen vergessen«, rief Timm zurück.

»Holst du sie uns?«

Während der Baron ärgerlichen Gesichts unter Deck verschwand, rief Krescho: »Ich komme!« Er sprang auf die Mole, lief zu uns herüber, ließ sich von seinem Vater den Bungalowschlüssel geben und rannte den Weg zurück, den wir gekommen waren.

»Ob der Baron etwa schon wieder etwas kaufen wollte, etwa ein Weinen?« fragte ich.

»Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich will's nicht wissen«, sagte Timm. »Morgen verlassen wir den Dunstkreis von Venedig, und heute werde ich den Baron immer in meiner Nähe haben. Er selber will es so.«

Wir standen jetzt an der Bootsanlegestelle und gingen über eine Gangway an Bord der Yacht.

Ein junger Mann mit krausem blondem Haar und blauen Augen, wohl ein Lombarden- oder Gotenenkel, erklärte uns in dialektgefärbtem Italienisch, das Frühstück werde unter Deck serviert.

So stiegen wir, uns bei dem Eintritt in die Luke bückend, rückwärts die kleine Eisenleiter hinunter, wobei wir uns am kühlen Messinggeländer festhielten, und standen gleich darauf in dem Salon, der mit feinen Hölzern getäfelt war.

Auf einem Mahagonitisch vor einer gepolsterten Eckbank war auf vier blütenweißen Damastdeckchen das Frühstück serviert.

Der Baron kam, kaum daß wir den Salon betreten hatten, aus einem angrenzenden Raum herein und nötigte uns, ganz angestrengte Liebenswürdigkeit, an den Tisch. Wenig später kam auch Krescho mit den Badesachen, und wir frühstückten. Es gab Kakao, Kaffee und Tee zur Auswahl, Schinkenspiegeleier, eisgekühlte Säfte, weiches und resches Brot, Brötchen und feine Konfitüren.

»Ich plane«, sagte der Baron beim Frühstück, »daß wir zunächst mit Motorkraft nach Istrien, nach Jugoslawien, fahren und dort vielleicht in Rovinj zu Mittag essen. Haben Sie etwas dagegen?«

Wir Gäste, mit dem Verzehr des Frühstücks beschäftigt, schüttelten die Köpfe.

»Danach...«, der Baron bestrich ein Brot mit Apfelgelee, »... danach fahren wir wieder mit Motorkraft in die Adria hinaus, segeln ein wenig und nehmen einen späten Kaffee in Chioggia zu uns. Einverstanden?«

Mit Appetit weiterfrühstückend, nickten wir.

»Dann...«, der Baron nahm einen Schluck Kaffee zu sich, »...dann fährt Herr Boy durch die Lagune nach Venedig zurück, wir übrigen aber in den kleinen Badeort. Gut?«

Wir nickten wieder, immer noch dem Frühstück hingegeben, und so ergriff der Baron das silberne Glöckchen, das auf dem Tisch stand, läutete und sagte, als der blonde junge Mann erschien: »Wir fahren, wie geplant, nach Istrien, Pietro. Paß bei der Fahrt gut auf. Vielleicht wirst du später auch mal eine Yacht besitzen.«

»Ich möchte aber keine Yacht besitzen, Herr Baron«, sagte lächelnd der junge Mann, der Pietro hieß. »Ich und mein Mädchen, wir wollen nichts, für das wir ewig schufteln müssen. Ich hab mein Segelboot, und das genügt mir.«

»Und wenn nun Kinder kommen?« fragte der Baron.

»Die leisten wir uns, wenn wir's uns erlauben können, Herr Baron«, sagte Pietro. »Sonst lassen wir's. Das läßt sich heut ja regeln.«

»Wunschlos glücklich, wie?« fragte der Baron, und seine Stimme klang verärgert. Kurz angebunden fügte er hinzu: »Sag nun Bescheid, daß man die Maschine anläßt.«

Die Stimmung des Barons war umgeschlagen. Das Frühstück, das so ruhig angefangen hatte, endete mit Gereiztheit. Wir erfuhren, daß die Crew der Yacht, die Mannschaft, an diesem Tage nicht verfügbar war.

»Lauter Geburtstage, Hochzeiten oder Todesfälle«, sagte der Baron, »lauter fadenscheinige Gründe. Als ob die mich nicht nötig hätten.« Er stand vom Tisch auf, sagte, mühsam beherrscht, wir möchten in Ruhe weiterfrühstücken, und kletterte an Deck.

»Was hat er denn?« fragte Krescho, als der Baron verschwunden war.

»Er haßt die Menschen, die sich seiner Macht entziehen«, sagte Timm. »Vor allem aber haßt er wunschlos Glückliche. Er lebt ja davon, daß die Menschen Wünsche haben, immer größere und immer mehr.«

»Das ist aber gar nicht mehr modern«, sagte Krescho. »Mein Freund Guido gehört zu einer Gruppe, die heißt: Klein ist fein. Sie wollen später alles, was sie essen, selbst anbauen.«

»Hoffen wir, daß es ihnen gelingt«, sagte ich.

Timm, der anscheinend Hunger hatte, denn er bestrich sich nun schon das vierte Brötchen, meinte: »Ob es ihnen gelingt oder nicht, ist gleichgültig. Schon, daß sie aus dem verrückten Karussell der Wünsche aussteigen wollen, finde ich lobenswert.«

Das Schiff fing jetzt leicht zu vibrieren an. Man hatte die Maschine angeworfen, und wir hörten, wie der Baron an Deck Kommandos gab. Dann gab es einen Ruck, der unser Frühstücksgeschirr auf dem Tisch ein wenig verrückte, und danach spürten wir, daß wir die Anlegestelle verließen und daß wir hinausfahren ins offene Meer.

Als wir wenig später an Deck standen, uns wundernd, wie unglaublich schnell die Yacht das Meer durchfuhr, erwies sich wieder, wie seltsam verhaßt dem Baron zufriedene Menschen waren. Es stand nämlich ein wettergegerbter alter Mann am Steuer, mit dem der Baron, der diesmal segelweiß gekleidet war, sich unterhielt.

»Warum«, fragte der Baron, »liegt Ihnen nichts an einer festen Stellung? Dann haben Sie doch eine Sicherheit für sich und für Ihre Familie.«

»Familie hab ich sozusagen keine mehr«, sagte der alte Mann. »Meine Frau ist tot und meine Tochter in Sizilien verheiratet.«

»Und wie und was verdienen Sie?« fragte der Baron.

»Wenn's nötig ist, gibt's immer etwas zu verdienen, Herr Baron«, sagte der Alte, »zum Beispiel so wie heute auf der

Yacht. Und wenn die große Hitze kommt, dann hab ich immer einen Baum, der Schatten gibt, und kühles Wasser aus einer Zisterne.«

»Schatten und Wasser?« Der Baron starrte den Alten an, wie man ein seltenes Tier anstarrt. »Haben Sie denn keinerlei Besitz?«

Jetzt lachte der Alte so, daß sein Gesicht nur noch aus Falten bestand. »Besitz?« fragte er dann. »Besitz ist Ballast, Herr Baron. Ich kenne einen alten Vers darüber. Den hat mein Großvater mir beigebracht.« Der Alte zitierte, während er auf das nun schon strahlend blaue Meer blickte und manchmal am Steuer ein wenig den Kurs korrigierte:

»Ein Mann vom Lande erbt plötzlich
Von einem Onkel in der Stadt
Kostbare Sachen, unersetzlich,
Wie man sie in der Stadt so hat.

Der Mann, einst munter, sieht jetzt kläglich
Hohlwangig aus und ganz verhaucht.
Er ängstigt sich und zittert täglich
Um den Besitz, den er nicht braucht.«

»Mann, was für eine falsche Einstellung!« rief der Baron nach dem Vers. »Jeder braucht ein bißchen Besitz. Wenn alle Welt bedürfnislos lebte wie Sie, dann lebten wir ja wie die Tiere.«

»Und die sind vielleicht glücklicher, als es die meisten Menschen sind, Herr Baron.«

»Glücklicher?« schrie der Baron aufgebracht. »Die Tiere glücklicher als Menschen? Ah...«, er warf die rechte Hand verärgert hoch, »... es lohnt nicht, mit Unwissenden zu streiten. Achten Sie auf den Kurs!«

Der Baron drehte sich um, war mit zwei Schritten an der Luke, die ins Innere der Yacht führte, und verschwand unter Deck. Der Alte am Steuer lächelte.

Timm aber sagte: »Genießen wir die Fahrt. Das Leben ist zu kurz, als daß man es sich auch noch unnötig verbittern sollte.«

Wir setzten uns nebeneinander auf das kleine Holzdach über dem Salon und blickten, während der Fahrtwind unsere Haare zauste, aufs Meer hinaus, das glitzerte.

Mir war, als ob wir flögen, so schnell war die Yacht. Sie mußte einen ungewöhnlich starken Motor haben.

Und daß der Motor wirklich stark war, bewies uns die unglaublich kurze Fahrzeit. Schon nach drei Stunden lag vor uns die istrische Küste mit der Stadt Rovinj hinter den ihr vorgelagerten Inseln. Links sahen wir die Altstadt mit ihren Häusern, die sich, dicht an dicht, zur Kirche hinauf schachteln, auf deren Turm die heilige Euphemia steht und ihren Hintern immer dem Winde zudreht. Rechts sahen wir die weißen alten Villen, die noch kein Hotelkasten, so wie heute, überragte.

Als Timm fragte, wie das denn möglich sei, daß wir so rasch über die Adria geflogen wären, hörten wir den Baron, der – offenbar wieder gutgelaunt – gerade an Deck kam. Er sagte: »Das nennt man Fortschritt, Herr Thaler. Schauen Sie sich nachher meinem neuen Motor an.«

Während wir – jetzt mit gedrosseltem Motor – zwischen kleinen unbewohnten Inseln hindurchfahren, sagte Krescho: »Die sieht aber sehr alt aus, die Stadt Rovinj.«

»Sie ist auch alt«, erklärte Timm. »Als die Lagune von Venedig noch die kleine Welt aus Schilf und Lehm war, nur von Salz- und Muschelsammlern bewohnt, im dritten bis vierten Jahrhundert, da wohnten hier die Leute schon in Steinhäusern auf einer Insel, die nur durch einen nicht sehr breiten Meeresarm vom Festland abgetrennt war.«

»Doch später, als die Stadt Venedig groß geworden war«, ergänzte der Baron, »als dort, wo Schilf gewesen war, Paläste standen, schmückte die Dogenstadt, das glänzende Venedig, diese ganze Küste hier mit seinen Glockentürmen und mit seinen Löwen. Der Glockenturm dort oben über der Stadt...«, der Baron zeigte auf den Turm mit der kupfernen heiligen

Euphemia auf seiner Spitze, »... der Glockenturm, gebaut von einem Griechen, der Manopolos hieß, ist nur das Abbild jenes Glockenturmes, der auf dem Markusplatz Venedigs steht.«

»Tatsächlich!« rief Krescho. »Es ist der Turm vom Markusplatz in klein.«

Wir hatten inzwischen Crveni Otok, die rote Insel, umfahren, auf der Ferienhäuser unter Bäumen stehen, und ankerten nun zwischen dieser Insel und dem Festland. Dabei sagte der Baron, fortfahrend in seiner Rede: »Auch was uns heute hier an diese Küste führt, geschieht gewissermaßen in Venedigs Auftrag. Denn was ich hier ein paar Besuchern vorzuführen habe, die Schiffsschraube, die uns so rasch über die Adria gequirlt hat, die ist – wie auch der neue Motor – ein venezianisches Erzeugnis. Und dort kommen meine Besucher.«

Der Baron zeigte auf eine weiße Barkasse. Sie kam aus dem Hafen von Rovinj auf uns zugesteuert und legte sich wenig später an unsere Bordwand, an der Pietro das Fallreep hinuntergelassen hatte.

Obwohl wir jetzt in einem anderen Land waren, im Lande Jugoslawien, verlangte niemand unsere Reisepässe zu sehen. Die Herren, die an Bord der Yacht kamen, Maschinenbau- und Schiffsbauingenieure, wollten im Auftrag der Regierung ganz etwas anderes sehen, nämlich die Heckschraube und den Motor der Yacht, die uns so staunenswert schnell über das Meer gebracht hatte.

Da ich von Schrauben und Motoren nichts verstehe, schloß ich mich der Besichtigung nicht an. Statt dessen legte ich mich auf dem Vorderdeck in einen Liegestuhl, und gleich darauf plumpste jemand in einen anderen Liegestuhl, der neben mir stand. Es war Krescho. »Der Motor da unten ist mir zu kompliziert«, sagte er.

»Mir gleichfalls«, sagte ich. Dann fragte ich: »Um was wollte der Baron heute morgen eigentlich mit dir wetten?«

»Wetten? Mit mir?« Krescho konnte sich an keine Wette erinnern, und so sagte ich: »Ihr habt euch doch etwas in die

Hand versprechen wollen heute morgen.«

»Ah«, sagte Krescho, »davon sprechen Sie. Jaja, das stimmt schon. Das war aber keine Wette. Ich sollte dem Baron bloß versprechen, nicht zu verraten...«

»Was nicht zu verraten?« fragte ich und fügte, als der Junge zögerte, hinzu: »Du hast ja nichts versprochen, also darfst du's auch verraten. Ich halte ohnedies den Mund.«

Krescho zögerte immer noch, gab aber dann zur Antwort: »Ich sollte nicht verraten, daß er damals in der Eisenbahn mit mir gesprochen hat, im Zug, der von Verona nach Venedig gefahren ist.«

»Und woher wußtest du, daß jener Herr im Zuge der Baron war?« fragte ich.

»Weil er mich heute morgen gefragt hat, ob ich der beste Tennisspieler von der Welt werden will. Dasselbe hat mich der Herr in der Eisenbahn auch gefragt. Und da hab ich ihm auf den Kopf zugesagt, daß er der Herr gewesen ist.«

»Und möchtest du Welt-Champion im Tennis werden?« fragte ich.

»Nein«, sagte Krescho. »Ich spiele sehr gern Tennis. Doch als Beruf ausüben möchte ich das nicht. Dann ist es ja kein Spiel mehr.«

Noch während Krescho sprach, kamen an mehreren Stellen Leute aus dem Bauch der Yacht nach oben, und plötzlich wimmelte das Deck von jugoslawischen Ingenieuren und Mitgliedern der Yachtbesatzung, die ich bis dahin nicht gesehen hatte. Sie drängten jetzt zum Heck, um die Schraube zu besichtigen, von der im Wasser wohl nicht viel zu sehen war. Die Besichtigung dauerte denn auch nur kurze Zeit. Danach rief der Baron zu uns herüber: »Kommen Sie mit. Wir sind zum Mittagessen eingeladen. In der Barkasse ist für alle Platz.«

Daß Platz in der Barkasse war, fand ich, als ich an Bord war, etwas übertrieben, da wir uns eng zusammendrängen mußten. Doch dauerte die Fahrt in ihr nur kurze Zeit.

Wir fuhren nicht, wie ich erwartet hatte, zur Stadt Rovinj, in

der die alten Häuser so verwinkelt zu dem Turm hochklettern, sondern zu einer winzigen Insel, auf der ein Leuchtturm steht. Man nannte sie noch so, wie sie in italienischer Zeit geheißen hatte: San Giovanni in Pelago, Sankt Johannes im Meer.

Über ein paar rohe Stufen im Stein stiegen wir hier hinauf auf den Felsen, auf dem der Leuchtturm und drei Häuser stehen, alle in hellgrauem Naturstein aufgesetzt. Ein kniehohes Mäuerchen aus dem gleichen Stein umläuft den Rand der Insel. Im Norden hinter dem Leuchtturm liegt, ganz ausgedörrt und ungekämmt, ein Gärtchen. Alles auf diesem Inselchen ist von der Sonne ausgedörrt und bleich. Hier wächst auch kein Baum.

Auf einer überdachten Terrasse vor den Häusern aber – sie war an jenem Tag mit trockenen Weidenwedeln überdacht, die man am Strande einer Nachbarinsel findet – auf der Terrasse vor den Häusern sah es festlich aus. Sämtliche Tische der drei Häuser hatte man, erfuhr ich, zu dieser langen Tafel zusammengestellt, die mit weißen Tischtüchern überdeckt war. Teller, Gläser und Flaschen standen auf der Tafel, Brot lag bereit, Salat stand auf dem Tisch, und auch Bestecke waren hübsch verteilt. Zangen und feine Gabeln mit zwei Spitzen ließen mich vermuten, daß es an diesem Tage Meeresschalentiere geben würde.

Ein dicker Ingenieur, der Ivan Potirtsch hieß, hatte das alles vorbereitet. Er wies uns auch bei Tisch die Plätze an. Ich kam, schräg gegenüber dem Baron, zwischen Timm und einem Ingenieur zu sitzen und mußte hier als Übersetzer dienen, da ich die Sprache Jugoslawiens, das Serbokroatische, leidlich beherrsche. Und schon bevor das Essen aufgetragen war, mußte ich übersetzen. Denn als wir zur Begrüßung Pflaumenschnaps tranken, erhob sich der Baron und sagte: »Ein Prosit auf die schnellen Schiffe und Motoren! Mögen sie uns, so schnell es geht, in eine bessere Zukunft fahren!«

Man stieß, als ich das Prosit übersetzt hatte, mit den Gläsern an und trank. Aber Herr Potirtsch, der des Deutschen mächtig war und neben dem Baron saß, sagte hinterher: »Warum,

Baron, die Zukunft übereilen? Dann leidet ja die schöne Gegenwart.«

»Und diese schöne Gegenwart«, sagte mit einer merkwürdig entzückten Stimme Timm an meiner Seite, »dort kommt sie schon, Herr Potirtsch, schauen Sie: Man bringt sie rot und lecker auf den Tisch.«

Ein mächtiger Mann, viel größer und dicker als Potirtsch, kam hinter dem Leuchtturm jetzt zum Vorschein. Er brachte auf einem langen Holzbrett rotgekochte Hummer, die neben-, über- und durcheinander lagen, mit Panzern, Beinen, Fühlern, Schwänzen und Scheren, als ob jemand die Rüstungskammer des Meeres ausgeplündert habe.

»Und das sollen wir essen?« fragte entsetzt der Ingenieur, der neben mir saß. Er kam, so hatte ich erfahren, aus Bosniens schweren Wäldern, vom Flusse Drina, und war zum erstenmal am Meer.

Als Enkel eines Hummerfischers, der die Meeresschalentiere kannte, beruhigte ich ihn. »Bricht man die Schalen sachgemäß und sorgsam auseinander«, sagte ich, »kommt zartes, leicht rot überhauchtes Fleisch zum Vorschein, das Allerfeinste, was das große Meer dem menschlichen Gaumen zu bieten hat.«

Und Boschko – denn so hieß der Ingenieur, wie ich erfuhr – aß, als ich einen halben Hummer sachgerecht für ihn zerlegt hatte, mit vielen »ah« und »oh« und »hmmm« und »joj« das zarte Fleisch und sagte hinterher, so fein habe er wirklich noch nie gegessen.

Bei diesem Hummeressen auf der Leuchtturminsel, bei dem ich über eine bewaldete Landzunge hinweg die heilige Euphemia auf dem Turmdach sah, wurden sehr viele Tischreden gehalten. Sie galten der Zusammenarbeit zwischen diesem Lande und Venedig, wobei niemand von dem Baron erfuhr, mit welchem Anteil er daran beteiligt war. Er schnitt im übrigen gar nicht gut ab bei diesen Reden. Denn wenn er Handel und Geschäfte loben wollte, kam er, wie Krescho später sagte, »nie zu Pott«. Als er, sein Glas erhebend, sagte,

ein jeder auf der Welt habe ein Recht auf klingenden Gewinn, sagte mein Nachbar Boschko (was ich übersetzen mußte): »Warum Gewinn? Woher soll der denn kommen für so viele? Warum nicht einfach auf ein menschenwürdiges Leben? Wenn jeder Mensch Gewinne machen sollte, Baron, dann müßten wir ja andere Sterne plündern.«

»Aber Gewinn schafft Fortschritt«, sagte der Baron, worauf fast alle an der Tafel lachten. Doch sagte Timm einlenkend, weil das Lachen den Baron verstörte: »Gewiß, Gewinn kann Fortschritt schaffen, aber er muß es nicht, Baron. Sie kennen ja die Sitte alter Völker, Besitz vor aller Augen zu verbrennen oder Besitz mit in das Grab zu geben. Man fürchtete, er könne sich vermehren – zu Lasten vieler und zugunsten eines Menschen oder eines Hauses. Man fürchtete, üble Geschäfte könnten draus entstehen.«

»Alles, was Menschen tun, dient den Geschäften«, sagte der Baron.

»Alle Geschäfte aber sollten nur dem Menschen dienen«, sagte Timm, »damit er frei und freundlich bleiben kann.«

»Aber verkaufen ist nun einmal nicht verschenken«, sagte der Baron. »Verschenken und ein bißchen freundlich tun kann jeder. Verkaufen aber, das ist eine harte Sache, von der nicht jedermann etwas versteht. Wer's aber versteht, der kann verkaufen, was er will.«

»Ja«, sagte Timm, »sogar die Menschenliebe. Und daß Sie die verkauft haben, Baron, das nehme ich Ihnen und Ihresgleichen übel.«

Nach diesem Vorwurf Timms, den er mit lauter Stimme vorgetragen hatte, gab's ein bedenkliches Kopf schütteln an der Tafel und manch beschwichtigendes: »Aber, aber!«

»Schütten Sie nicht das Kind gleich mit dem Bade aus, Herr Thaler!« rief's von dem einen Ende der Tafel, und von dem anderen Ende rief's: »Verteufeln Sie etwa das Geld?«

Der Baron aber sagte: »Nichts ist so wirklich wie das Geld, Herr Thaler.«

»Doch mit dem Menschen endet seine Zeit, Baron«, sagte

Herr Potirtsch. »Gesetzt den Fall, die Menschheit würde durch Atomkraft in die Luft geblasen, dann wäre alles Geld ganz ohne Sinn. Und all die wunderlichen Ausgedachtheiten der Menschheit, das Einmaleins, das Alphabet, Götter und Teufel, dazu die Währungen und auch die Wörter, das, was nicht ist, weil man's nicht fassen kann, und was doch ist, weil's unser Leben regelt, zerfetzte mit und stiebe echolos ins All.«

»Aber was hat das mit dem Geld zu tun?« fragte Krescho verwirrt.

»Auch Geld ist nur Vermittelndes, mein Junge. Es ist nur wirklich, wenn es auch gedeckt ist, und ohne Deckung wertloses Papier. Wer Geld für einen Wert an sich hält, irrt sich. Er weiß meist mit der Wirklichkeit auch gar nichts anzufangen. Ihm sind die Bäume nichts, wenn sie nicht Ware werden, in ihren Früchten oder ihrem Holz. Ihm sind die Menschen nichts, wenn sie nicht Käufer werden. Er liebt das Flüchtige, das Hin und Her. Er hat keine Schwere.«

»Ach so«, sagte Krescho, obwohl er, wie mir schien, nicht viel verstanden hatte.

Der Baron aber sagte, während er aus einem Hummerbein das Fleisch langsam herauszog: »Was uns Herr Potirtsch vorgetragen hat, ist die verkehrte Welt.«

Es hörte sich fast heiter an, als der Baron das sagte. Jedoch von diesem Augenblick an war er wieder, wie zuvor beim Frühstück, unausstehlich und gereizt. Kein Trinkspruch kam mehr über seine Lippen. Auf das, was um ihn herum geredet wurde, ging er kaum noch ein. Und als zum Schluß noch einmal auf Venedig und die schnellen Schiffe angestoßen wurde, nahm er sein Glas so in die Hand, daß es beim Anstoßen nicht tönte.

»Hoffen wir, daß er nachher beim Segeln weniger gereizt ist«, flüsterte Timm mir zu.

Aber die Hoffnung Timms war leider nicht erfüllbar. Wir kamen nämlich nicht zum Segeln. Als wir die Yacht wieder betraten, stellte sich heraus, daß die zwei einzigen Mitglieder der Besatzung, die ein Segelpatent besaßen, die Brüder Frane

und Schane, von Bord geflüchtet und schon unterwegs zu ihrer Heimatinsel Silba waren. Sie hatten beim Baron nur angeheuert, um schnell und billig mit der Yacht nach Haus zu kommen.

Die Gereiztheit des Barons, als wir wieder die Adria überquerten – und wieder ohne Segel –, war unbeschreiblich. Der schöne Plan, den er beim Frühstück vorgetragen hatte, war gescheitert: Von Segeln war an diesem Tage keine Rede; die alte Mannschaft seiner Yacht war nicht zur Hand; von der Ersatzmannschaft waren zwei Mann geflüchtet; und das versprochene Mittagessen hatten wir zwar eingenommen, aber die Reden an der Tafel hatten den Baron verstört.

Nun hofften wir, daß wir zumindest den Kaffee in Chioggia in Ruhe trinken könnten, und diese Hoffnung wurde wenigstens erfüllt; denn als wir von der Yacht in das verschlafene Städtchen gingen, das ganz im Süden der venezianischen Lagune liegt, gab der Baron sich wieder gutgelaunt.

Er scherzte, als wir unter schattigen Arkaden gingen und uns, dem Uhrturm gegenüber, niederließen am Tisch eines Straßencafes. Er machte sogar Witzchen und fragte, ob Timm hier nicht wieder eine Geschichte ein falle.

Timm antwortete, nachdem wir Männer Capuccino bestellt hatten und Krescho wieder sein geliebtes Eis: »Ich hörte in Deutschland, Baron, von einem jungen Mädchen eine Geschichte, die ausgerechnet hier passiert ist, in Chioggia.«

»Dann lassen Sie uns die Geschichte hören«, sagte der Baron; und als wir ihn etwas befremdet ansahen, weil Timms Geschichten ihn ja nicht erfreuten, sagte er, er werde später gern erklären, warum er die Geschichte hören möchte. Dann sagte er: »Erzählen Sie, Herr Thaler.«

Da erzählte Timm, als wir vor Eis und Capuccino saßen, halb auf der Straße, unter schattigen Arkaden, der Turmuhr mit dem Vierundzwanzig-Stunden-Zifferblatt gegenüber, die Geschichte:

**Handtaschendiebe
oder
Zu arm, um ohne Wunsch zu sein**

In den Tagen des Wohlstands ging am Ufer des Kanals der kleinen Stadt Chioggia, unweit Venedigs, ein deutsches Ehepaar, in ein Gespräch vertieft, langsam zu seinem Auto. Die Tochter, die Elfriede hieß, ging hinterher.

Doch hielt die Tochter plötzlich ihren Schritt an, weil ihre Mutter stehengeblieben war. Ein Moped mit zwei jungen Burschen knatterte gerade an ihr vorüber – zwischen dem Bürgersteig und einem am Ufer parkenden Auto.

»Was ist, Mama?« fragte Elfriede, die gerade einem Kahn zusah, der trag auf dem Kanal vorüberfuhr.

Als ihre Mutter keine Antwort gab, drehte das Mädchen sich ihr zu und sah, ein bißchen überrascht, daß sie sehr blaß war. Aus ihrem sonst meist rötlichen Gesicht war alle Farbe gewichen.

»Was ist denn los, Mama?« fragte Elfriede noch einmal, und auch ihr Vater fragte: »Was ist los?«

Erst jetzt gab die plötzlich so blaß gewordene Mutter Antwort. Sie sprach stockend, und ein trockenes Schluchzen kam dabei aus ihrer Kehle. »Die Handtasche«, sagte sie, »meine Handtasche ist weg. Die beiden Jungen da...«, sie zeigte in die Richtung, in die das Moped fortgeknattert war, »... die beiden Jungen haben sie mir aus der Hand gerissen. Mein Führerschein ist drin und siebenhundert Mark.«

Als Vater und Tochter, halb ungläubig und halb erschrocken über den von ihnen nicht bemerkten flinken Raub, die Köpfe wandten, war von den beiden Burschen nichts mehr zu sehen. Straßen und Bürgersteig waren jetzt menschenleer.

Nun reagierten alle drei, aber auf unterschiedliche Weise: Der Vater überflog mit einem Blick die Häuserzeilen, um ein Polizeirevier zu suchen; Elfriede rannte in die Richtung, in die

das Moped fortgeknattert war; die Mutter aber starrte ihre Hand an, die kurz zuvor noch am zusammengelegten Riemen ihre Handtasche gehalten hatte, eine rotbraune Schlenkertasche mit dem berühmten goldenen V der Firma Viles.

Ein Stündchen später standen alle drei, noch immer aufgeregt und mit geröteten Gesichtern, im Polizeirevier Chioggias, in einem zugigen Flur mit Steinfußboden, und versuchten, zwei jungen Polizisten klarzumachen, was geschehen war.

Die beiden Polizisten blieben ruhig; nur einer fragte (was die drei verstanden), ob dieser Diebstahl am Kanal geschehen sei.

Die Eltern und die Tochter sagten »ja«, worauf der Polizist beinahe zufrieden nickte (weil er das wohl erwartet hatte), ihnen dann aber erklärte (was sie wieder verstanden), daß nur die Polizei Venedigs ihnen helfen könne, die polizia per forestieri, die Fremdenpolizei.

So fuhren denn die Eltern mit dem Auto nach Venedig, während Elfriede in Chioggia blieb und zu Antonia ging, einem gleichaltrigen Mädchen, mit dem sie sich angefreundet hatte. Zwar konnten sich die zwei allein durch Zeichen, nicht aber mit dem Mund verständigen (Elfriede nämlich sprach kein Italienisch, Antonia kein Deutsch); trotzdem war die Verständigung zwischen den beiden gar nicht schlecht.

Auch als Elfriede ihre Freundin nach den Burschen mit dem Moped fragte, mit »knatter, knatter« und zwei erhobenen Fingern, verstand Antonia sie und gab ihr zu verstehen, daß sie die beiden wohl gesehen habe und daß sie beide sogar kenne. Es seien nette Burschen.

»Gehen wir zu ihnen?« fragte Elfriede mit Armen und Beinen das Marschieren imitierend.

Antonia zögerte mit einer Antwort, wohl weil sie nicht verstand, was ihre Freundin bei den beiden Burschen wollte, sagte dann aber doch: »Andiamo. Gehen wir.«

So gingen die zwei Mädchen, die sich an den Händen

hielten, zu einer Häusergruppe außerhalb des Städtchens.

Zur gleichen Zeit malte Elfriedes Mutter in Venedig ihren Namen in Großbuchstaben auf ein Blatt Papier: MARGARET BAUER. Es war in einem Amtszimmer der Fremdenpolizei, wo man sehr höflich war, sich aber gegenseitig sehr schlecht verstand; denn auch Elfriedes Eltern sprachen kein Italienisch, und bei der Fremdenpolizei sprach niemand Deutsch. Zum Schluß riet man dem Ehepaar in Gesten, die verständlich waren, es doch sechs Brücken weiter zu versuchen. Dort spräche man vielleicht Englisch oder auch Deutsch.

Jedoch die Polizei sechs Brücken weiter war ein gewöhnliches Polizeirevier, in dem man hauptsächlich den venezianischen Dialekt sprach und für Chioggia überhaupt nicht zuständig war. Nochmals fünf Brücken weiter aber, so erfuhr das Ehepaar, wäre ein junger Mann im Dienst, der Englisch sprechen könnte, in einer Nebendienststelle der Fremdenpolizei.

So wanderte das Ehepaar seufzend nochmals fünf Brücken weiter.

Ihre Tochter Elfriede aber betrat zur gleichen Zeit, zusammen mit Antonia, ein flüchtig weißgekalktes altes Haus aus Stein, in dem man durch die Haustür gleich in ein Zimmer eintrat.

In diesem Zimmer, das, so wie die Außenwände, weiß gekalkt war, saß eine dicke Frau an einem Tisch und weinte. Hinter ihr lief mit lautem Ton ein Fernsehapparat.

Beim Eintritt der beiden Mädchen weinte die Frau weiter, und Elfriede, die schüchtern und erschrocken stehengeblieben war, fragte Antonia: »Was hat sie denn? Ist das die Mutter von den beiden Mopedfahrern?«

Antonia konnte keine Antwort geben; denn die Frau redete, laut weiterweinend, auf sie ein. Sie zeigte dabei mit ein wenig kurz geratenen Fingern auf den Fernsehapparat, danach in alle Himmelsrichtungen, schließlich auf sich und ganz am Ende auf ein kleines, vielleicht zweijähriges Mädchen, das mit einem Plastikbären ruhig am Boden spielte.

Als die Frau nach ihrer langen aufgeregten Rede Atem holte, fragte Elfriede ein zweites Mal leise, was sie denn habe, aber auch diesmal bekam sie keine Antwort.

Die Haustür nämlich wurde aufgerissen, und zwei junge Burschen in Lederjacken kamen herein. Der eine trug ein großes längliches Paket, das eingewickelt war in glänzendes Papier und schön verschnürt mit einem rosa Band mit Schleife. Das warf er barsch und mürrisch auf den Tisch. Der andere ging in ein anderes Zimmer mit Papieren in der Hand.

Elfriede wußte nicht, ob das die beiden Mopedfahrer waren; denn als sie am Kanal an ihr vorbeigeknattert waren, hatte sie just den Kahn auf dem Kanal beguckt. Es blieb ihr auch kaum Zeit, die beiden länger zu betrachten, da sie das Haus sehr rasch wieder verließen – ohne ein Wort mit der dicken Frau gewechselt zu haben. Sie küßten nur flüchtig das Kind am Boden, ehe sie wieder verschwanden, und Motorengeknatter verriet, daß sie mit einem Moped fortfuhren.

Die Frau am Tisch, die nicht mehr weinte, seit die Jungen ins Haus gekommen waren, riß nun das glänzende Paketpapier in Fetzen, zerriß einen Kartondeckel, weil der mit Klebestreifen am Karton befestigt war, zauste aus dem Karton laut knisterndes Papier mit blauen Punkten heraus und hielt schließlich mit beiden Händen triumphierend eine Puppe in die Höhe, die blond gelockt und nach der neuesten Mode angezogen war.

Elfriede kannte diese Puppe. Im Werbefernsehen, das sie sich im Hotel zuweilen angesehen hatte, trat diese Puppe mehrere Male täglich auf. Sie trug den Namen Sindy.

»Die teuerste Puppe, die es gibt«, sagten Elfriede und Antonia fast gleichzeitig, die eine deutsch, die andere italienisch, und ein bißchen Neid klang aus beiden Stimmen heraus.

Elfriedes Eltern standen um diese Zeit schon in der dritten Polizeidienststelle, um die zwei Burschen mit dem Moped endlich anzuzeigen. Und diesmal nahm ein junger Polizist, der etwas englisch sprechen konnte, die Anzeige auch auf – zuerst

den Namen von Elfriedes Mutter, dann Ort und Zeit der Tat, danach den Hergang. Am Ende wurde eine Liste mit dem Tascheninhalt aufgestellt. Fehlte dabei ein Wort, mußten die Hände wieder Hilfestellung leisten. So zog Elfriedes Mutter Lippen und Brauen mit dem Finger nach, um den Verlust ihres Kosmetiktäschchens anzuzeigen; und Elfriedes Vater hielt sich das linke Armgelenk ans Ohr und sagte »tiktak«, um anzuzeigen, daß in der Tasche auch eine Armbanduhr gewesen sei.

Das Ausfüllen des Fragebogens dauerte auf diese Weise mehr als eine Stunde. Danach schied man mit Händedruck und freundlich voneinander. Elfriedes Mutter bekam für die Versicherung in Deutschland einen Durchschlag des Papiers.

Elfriede aber erfuhr während dieser Stunde von Antonia, daß diese dicke Frau, die mit der Modepuppe in den Armen dastand, wirklich die Mutter von den beiden Mopedfahrern war. Sie war seit kurzer Zeit auch Witwe. Das Bild ihres verstorbenen Mannes hing mit einer schwarzen Schleife an der Wand.

Viel mehr aber erfuhr Elfriede durch den bloßen Augenschein. Als nämlich auf dem Schirm des Fernsehapparates, mit der dazugehörigen Musik im Walzertakt, die Puppe Sindy wieder einmal auftrat, da stieß die dicke Frau Elfriede an, zeigte erst auf den Fernsehapparat und danach stolz auf ihre Puppe und rief, das Fernsehen noch übertönend: »Ecco! Ecco!«, was etwa »Seht ihr wohl!« bedeuten sollte.

Nun erst begriff Elfriede den Zusammenhang zwischen dem Wunsch der dicken Frau nach dieser Puppe, die sie für sich, nicht für das Töchterchen haben wollte, und dem Handtaschenraub der mürrisch-barschen Söhne.

»Das Fernsehen hat diese arme Frau verrückt gemacht nach Sindy«, dachte sie. »Dann hat die Frau die Söhne verrückt gemacht, die ihre Mutter wohl ernähren müssen, und weil kein Geld für diese teure Puppe da war, haben die Söhne nach neuester Methode das notwendige Geld geklaut – von meiner

Mutter. Ohne das Fernsehen und seine Puppe hätten wir Geld und Tasche vielleicht immer noch. Wer weiß?»

Am Spätnachmittag, als Elfriede mit Antonia zurückging nach Chioggia, hing am Gebüsch am Wegrand eine Tasche, eine rotbraune Schlenkertasche mit dem berühmten goldenen V der Firma Viles. Sie war aufgeklappt und leer.

Antonia wollte sich die Tasche holen, aber Elfriede machte ein Gesicht, als ekele es sie davor. So ließ Antonia sie in den Büschen hängen.

Nur wenig später traf Elfriede ihre Eltern im Hotel. Die Eltern fragten sie, wo sie gewesen sei, und sie gab unbestimmt zur Antwort: »Außerhalb.«

Vom Glockenturm schlug es sieben Uhr, als Timm Thaler die Geschichte beendet hatte. Es war noch taghell, und das kleine Straßencafé, in dem wir saßen, war jetzt voller Gäste.

Seltsamerweise sagte der Baron nichts nach der Geschichte. Dafür sagte Krescho: »Ich hätte die beiden Mopedfahrer angezeigt, wenn sie meiner Mutter die Handtasche geraubt hätten.«

»Mädchen sind vielleicht weniger aufs Anzeigen und Strafen aus«, meinte sein Vater. »Elfriede wußte ja, was alles mit dem Raub zusammenhing.«

»Und schuld war wieder einmal«, sagte der Baron, »die Werbung. Stimmt's, Herr Thaler?«

»So ungefähr, Baron«, antwortete Timm.

Dann zahlten wir, und der Baron lud uns zu einem Imbiß auf die Yacht ein.

Wir folgten seiner Einladung und aßen an Deck, auf Klappstühlen um einen Klapp Tisch sitzend, Spaghetti mit Muscheln, die der alte Mann bereitet hatte, der behauptete, Besitz sei Ballast.

»Der Alte weiß trotz allem die guten Seiten des Lebens zu schätzen«, sagte Timm unterm Essen. »Er kocht ganz vorzüglich.«

»Soll ich ihn als Koch für Sie engagieren?« fragte der Baron. »Ich kaufe Ihnen in Venedig gern ein Haus.«

»Und wofür benötige ich ein Haus in Venedig?« fragte Timm erstaunt.

»Ich hatte mir gedacht, Herr Thaler...« Der Baron zögerte, als müsse er erst überlegen, was er sagen solle. Dann aber fuhr er lebhaft fort: »Ich hatte mir gedacht, Herr Thaler, daß Sie die kleinen Dramen, die Sie als Geschichten vorgetragen haben, in einem alten wohlbekannten Hause in Venedig spielen könnten, das ich Ihnen schenke. Sie hätten dort ein internationales Publikum. Ich würde eine Baron-Lefuet-Stiftung gründen, mit deren Hilfe Sie bis an Ihr Lebensende... «

»...Stücke vorführen könnte«, ergänzte Timm, »als Propaganda für die Baron-Lefuet-Gesellschaft. Schönen Dank. Aber das Angebot ist mir viel zu gerissen.«

Der Baron, auf seiner schmalen Unterlippe kauend, sagte: »Überlegen Sie es sich, Herr Thaler. Sie haben ja Zeit.«

»Und weil ich immerzu Zeit haben möchte, Baron, und mich nicht drängen lassen möchte von Terminen oder Honoraren«, sagte Timm, »deshalb sag ich noch einmal: nein.« Er fügte hinzu: »Wann, was und wo ich spiele, lag bislang bei mir allein. Und so soll's bleiben. Einverstanden, Krescho?«

»Natürlich, Papa«, sagte Krescho. »Ich will ja auch nicht Weltmeister werden.«

»Was für ein Weltmeister?« fragte Timm ein bißchen verwundert.

»Überhaupt keiner«, sagte Krescho ausweichend. »Ich möchte immer ein freier Spieler bleiben so wie du.«

»Ah«, sagte Timm, »so meinst du das.«

Der Baron aber gab eine Art Zischlaut von sich, der notfalls auch ein Wort sein konnte. Es klang so wie »Zigeuner« oder »Streuner«.

Wieder einmal war der Baron gereizt; und da ich zufällig den kleinen weißen Dampfer anlegen sah, mit dem ich nach Venedig fahren wollte, bedankte ich mich beim Baron für den Tag auf seiner Yacht, mit der wir zweimal vogelgleich über die Adria geflogen waren. Danach ging ich, von Timm

begleitet, zu der Dampfermole; denn der Baron sagte, sie führen erst ein wenig später ab. Und Krescho wollte durch das Städtchen bummeln. Er sagte mir beim Abschiednehmen, er freue sich schon auf mein nächstes Buch.

Auf dem Weg zur Mole fragte Timm mich, wann ich am folgenden Tag abführe, und ich sagte, mit dem Morgenzug.

»Wir fahren nachmittags«, erklärte Timm. Dann gingen wir schweigend bis zum Dampfer an der Mole. Hier erst fragte mich Timm: »Hast du bemerkt, daß der Baron mich wieder an sich binden möchte?«

»Ja«, sagte ich, »und mit dem alten Trick: Was man nicht ducken kann, muß man umarmen.«

Dann schrillte eine Trillerpfeife auf dem Schiff, anzeigend, daß die Passagiere an Bord gehen sollten, und ich ging brav an Bord. Hier konnte ich mich, auf die Reling gelehnt, mit Timm nur noch sehr flüchtig reden; denn wir legten schon ab.

»Mach's gut, und grüße deine Frau. Es waren ein paar interessante Tage«, sagte ich.

»Wirst du die Tage irgendwann beschreiben?« fragte Timm.

Ich zog die Schultern hoch und wiegte den Kopf.

In diesem Augenblick drehte der Dampfer von der Mole ab. Wir riefen uns noch Abschiedsgrüße zu und winkten. Dann ging Timm langsam zu der Yacht zurück. Und ich fuhr wieder einmal nach Venedig, als es Nacht wurde über der Lagune.

Am strahlend hellen Markusplatz legten wir eine gute Stunde später an. Hier dachte ich, als ich vom Pier an Land ging: »Ein neues Kapitel über den Baron ist abgeschlossen.«

Doch irrte ich mich. Das Kapitel war noch nicht zu Ende. Der Mann im Glencheckanzug ließ noch einmal seine Puppen tanzen. Als ich nämlich den Glockenturm passierte, den man in Rovinj kleiner nachgebaut hatte, da hörte ich zu meiner Rechten eine Stimme, die den Akzent der Amerikaner hatte. »Ist es nicht schön, auf einer Yacht zu leben?« fragte sie.

»Dem Menschen und den menschlichen Problemen entkommt man auch auf Yachten nicht, mein lieber Mister Buckhard«, sagte ich, mich leicht nach rechts gegen den

kleinen dicken Herrn verneigend.

Da tönte es ein bißchen schwärmerisch von links: »Ah, ah, was gäbe ich dafür, auf einer Yacht zu leben!«

Den Kopf wendend, sah ich den bläßlichen Touristen und entgegnete: »Ja, ja, das Leben auf einer Yacht... Fortwährend gibt's Probleme mit der Mannschaft und der Technik.«

Ich ging jetzt an den Tischen vor den Arkaden entlang. Hier stand der Kellner mit den abgestoßenen Ärmelrändern, grüßte mich katzbuckelnd und sagte: »Ich war mal Koch auf einer Yacht, beim Herzog von Aosta.«

»Ewig im Küchendunst, mitten im freien Meer, Herr Ober?« fragte ich und schritt dabei gemächlich weiter, geradewegs auf Padre Ambrosio zu, der mir entgegenkam und sagte: »Als Gott die Meere schuf, gab er dem Menschen ein, sie zu befahren...«

»... und gab Sturm und Orkane gratis mit dazu, Padre«, entgegnete ich. Dann, schon den Markusplatz verlassend, stieß ich auf Monsieur El Baid, der an einer Haus wand lehnte und mit leiser Stimme sagte: »Von allem Kleinkram ist man auf den Yachten weit entfernt.«

»Und hat dafür, Monsieur, den Yacht-Kleinkram an jedem Tage neu«, antwortete ich, langsam zur Moseskirche weiterschlenkernd, aus der Graf Gödrö mir entgegenkam und fragte, ob es schön war auf der Yacht.

»Wir hatten viel Gereiztheit zu ertragen«, sagte ich. »Das ist wohl so auf Yachten.«

Während ich weiterging, glitt vor mir auf dem Kanal, den man den Fluß des heiligen Moses nennt, eine Gondel vorbei. Der junge Bootsfahrer, der aus Murano stammte, stand darin und rief: »Wie ist das Seemannsleben?«

»Nicht so verlockend, wie ich dachte, amico!« rief ich zurück und betrat die Brücke, unter der er gerade durchfuhr.

Der Alte mit der altmodischen Sonnenbrille stand auf dieser Brücke und grunzte: »Da sehnt sich unsereiner ein Leben lang nach einer Yacht, und andere Leute wissen ihren Wert gar nicht zu schätzen.«

»Der Geldeswert von einer Yacht ist sicher ganz beträchtlich«, sagte ich und blieb einen Augenblick stehen. »Aber wie lange muß man raffen und sich placken, bis man das Geld für eine Yacht zusammenhat?«

Während ich weiterging, brummte am anderen Ende der Brücke der Alte mit dem Schlapphut: »Hat man es aber beisammen, ist man frei.«

»Oder auch nicht«, sagte ich, die Brücke verlassend, und fügte vergnügt hinzu: »Besitz ist Ballast.«

Erst kurz vor dem Hotel tauchte der Puppenmeister selber wieder auf und fragte: »Sie ziehen also die Plackerei des Schreibens dem freien Leben auf dem Meere vor?«

»Ich schreibe gern und bin gern auf dem Meer«, antwortete ich.

»Und haben Sie vor, Herrn Thalers etwas dümmliche Geschichten aufzuschreiben?«

»Weiß ich noch nicht, Baron.« Ich zuckte mit den Achseln. »Leben Sie wohl.« Ich ging in mein Hotel.

Auf meinem Zimmer öffnete ich, da es ein wenig warm war, die Balkontür. Doch just als ich sie öffnete, rief's unter dem Balkon mit scharfer Stimme: »Grandizzi! Wo sind Sie?«

Da schloß ich die Balkontür wieder.

Am nächsten Tag nahm ich bei Regen Abschied von Venedig. Der Canal Grande war vom Sturm erregt. Die Gondeln tanzten auf den Wellen. Ein Wassertaxi, in dem ich geschützt hinter Glas saß, brachte mich zum Bahnhof. Als die Paläste hinter Regenschleiern noch einmal an mir vorüberzogen, murmelte ich: »Lebwohl, Venezia! Lebwohl, du schöne, enge, tote, alte Welt, die noch so lustig lebt!«

Bald darauf legte das Boot unter dem Bahnhof an der Mole an, und wenig später saß ich im Zug nach Verona.

NACHSPIEL

Es war im Zuge von Venedig nach Verona, in einem schnellen, leisen Zug mit weichen Polstern. Ich war, obwohl ich eigentlich nicht müde war, ein bißchen eingenicke, als ich einen schwachen Geruch nach Nelken in der Nase zu haben vermeinte. Die Augen öffnend – ich saß in Fahrtrichtung am Fenster – sah ich mir gegenüber einen Herrn sitzen, den ich nach einem kurzen Augenblick des Überlegens wiedererkannte. Es war Signore Grandizzi.

»Recht guten Tag«, sagte er. »Ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Schlaf.«

»Guten Tag, Signore Grandizzi«, sagte ich. »Ja, mein Schlaf war angenehm. Und Sie sind sicherlich in diesen Zug gekommen, um mir den Vorschlag zu machen, die kleinen Geschichten Timm Thalers...«

»... sorgsam aufzuschreiben«, ergänzte Signore Grandizzi.

»Aufzuschreiben?« fragte ich erstaunt. »Ich hatte gedacht, daß man mir heute zum fünften Mal den Vorschlag machen würde, etwas *nicht* aufzuschreiben, und daß man mir zum fünften Mal ein Haus und eine Yacht anbieten würde. Statt dessen fordern Sie mich auf, Timm Thalers Geschichten aufzuschreiben. Arbeiten Sie nicht mehr für den Baron?«

»Ich bin es leid, für diesen Herrn zu leben«, antwortete mit müder Stimme Signore Grandizzi.

»Aber was wird aus Ihnen ohne diesen Herrn?«

»Ich weiß es nicht. Am liebsten möchte ich schlafen, lange schlafen. Ich bin so müde von dieser Hatz ohne Ziel.« Er machte seine Augen zu. Sein Kopf fiel auf die Brust. Ich dachte, daß er schlief.

Doch als sein ganzer Körper nun vornübersank, bemerkte ich – mein Herz setzte für eine kleine Weile aus –, daß er nicht schlief, um wieder zu erwachen, sondern daß er für immer eingeschlafen war.

Signore Grandizzi war tot.

Leise verließ ich mit dem Koffer das Abteil, und schon auf der nächsten Station sah ich von einem anderen Abteil aus, wie man auf einer Bahre einen mit einem weißen Tuch bedeckten Menschen zu einem Ambulanzwagen brachte.

Wenig später war ich in Verona. Als ich hier auf dem Bahnhof stand und Ausschau hielt nach einem Kofferträger, ging hinter einer Gruppe schwatzender Leute sehr langsam der Baron vorüber, im Glencheckanzug, aber ohne Sonnenbrille. Er grüßte mich sehr bleichen Angesichts.

Ich wollte wiedergrüßen; doch ich brachte es nicht über mich. Ich wandte mich von ihm ab.

Auch meine Gedanken zog ich von ihm ab, als ich mit einem Kofferträger dem Ausgang zustrebte. Ich richtete sie jetzt auf die Glücklichen Inseln, über die ich – laut Kapitän Carlo vom Lido – in Timm Thalers kleinem Wohnort Övelgönne sichere Nachrichten einholen konnte.

Was ich in Övelgönne dann erfuhr, auch über die Glücklichen Inseln, erzähle ich im nächsten Band meiner Geschichten der hundertundeins Tage. Er heißt: »Der Leuchtturm auf den Hummerklippen«.

Die Tage und Geschichten des Buches

Vorspiel

Der sechzigste Tag,

an dem ich gedankenverloren die Stadt Venedig verlasse, dadurch an einem unbekanntem Strand einem Freund begegne und ebenfalls einem Baron, den ich bis dahin nur aus der Entfernung kannte. Läßt mich eine sozusagen sommerliche Weihnachtsgeschichte hören, bevor der Dampfer mich zurückbringt nach Venedig, wo es an einem Tisch des Markusplatzes plötzlich schwach nach Schwefel riecht.

Fischgeruch mit Meeresblick
oder Man muß doch sozial denken

Der einundsechzigste Tag,

an dem ich mit Timm Thaler durch Venedig gondle, zusammen mit Monsieur El Baid eine verrückte Müllgeschichte höre, mit Timm beim Gastwirt Pantalone unter Marionettenpuppen esse und mir Pantalones Geschichte über einen gewissen Kapitän Spaventa nacherzählen lasse. Führt einen wandelbaren Baron in den venezianischen Gassen vor und jagt mir Angst ein um Timm Thalers Sohn, als der Baron eine Bemerkung über ihn macht.

Der Müll im Juweliergeschäft
oder Abfall wird erst durch Rahmen schön

Die Zwerge mit den Donnerstimmen
oder Wer Erfolg hat, der hat recht

Der zweiundsechzigste Tag,

an dem wir über die Lagune nordwärts fahren und die Insel Murano besuchen, am Ufer des Canal Grande von Murano eine Schnapsgeschichte hören, den Glasbläsern bei ihrer

Arbeit zugucken, ein wenig Glas kaufen und durch die südliche Lagune in die Adria fahren, wo wir die traurige Geschichte einer alten Tante hören. Läßt uns an Land von dem Baron ein Stück des Wegs begleiten und schließlich zu gebratenen Täubchen Rotwein trinken.

Misposegeist
oder Nobel geht die Welt zugrunde

Tante Rosi
oder Verpackung macht das Leben schön

Der dreiundsechzigste Tag,
an dem ich mit Timm vor einem Gewitter in einen Liegestuhlschuppen flüchte. Führt einen geistlichen Herrn und eine Geschichte von der verkauften Menschenliebe und später in einem kleinen Leuchtturm eine komische Werbegeschichte vor.

Die verkaufte Menschenliebe
oder Wer sich nicht anpaßt, der kommt um

Kuks
oder Wer nicht wirbt, stirbt

Der vierundsechzigste Tag,
an dem Timm Thaler und ich eine Bildergalerie in Venedig besuchen und hier dem Bankangestellten Egon Siebert begegnen, an dem wir durch Venedigs Gassen schlendern und an dem Timm mir auf den Stufen einer Kirche die Geschichte vom Wegwerfgeld erzählt. Läßt uns wieder bei Pantalone essen und Timm später die Geschichte vom Wegwerfzeit und die Verse vom Wegwerfmenschen vortragen.

Das Wegwerfgeld
oder Wer den Pfennig nicht ehrt, ist für andre was

wert

Die Lichtung im Walde
oder Gewinn schafft Fortschritt

Der Wegwerfmensch

Der fünfundsechzigste Tag,

an dem beim alten Marinetti Puppen getauscht und verkauft werden, an dem wir zu dem Adelsproß Fausto Cantrini fahren und an dem wir in einem alten Palazzo der Geschichte vom langen Weg nach Wied am Bach lauschen. Läßt mich wieder in Timms Bungalow übernachten, weil uns der Baron hier am nächsten Tag mit seiner Yacht abholen will.

Der lange Weg nach Wied am Bach
oder Sei klug und weise, erhöh die Preise

Der sechsendsechzigste Tag,

an dem wir mit der Yacht des Barons die Adria überqueren, auf einer Leuchtturminsel an der istrischen Küste festlich tafeln, zurückfahren ans Ende der Lagune nach Chioggia und hier einer von Timm erzählten Diebstahlgeschichte lauschen. Teilt mit, daß wir zu Abend auf der Yacht essen, uns schließlich trennen und daß der Baron für mich noch einmal alle seine Puppen tanzen läßt, die bald Timm Thalers Marionettenpuppen sein werden.

Handtaschendiebe
oder Zu arm, um ohne Wunsch zu sein

Nachspiel

Lizenzausgabe
als Ravensburger Taschenbuch Band 15 71,
erschieden 1988

Die Originalausgabe erschien
im Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg
© Text: 1979 Verlag Friedrich Oetinger

© Illustrationen: 1988 Ravensburger Buchverlag

Otto Maier GmbH

Die vorliegende Textfassung wurde vom Autor gegenüber der Originalausgabe revidiert.

Umschlagillustration: Rolf Rettich

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten durch Ravensburger Buchverlag Otto Maier GmbH Gesamtherstellung: Ebner Ulm

Printed in Germany

54.321 92 91 90 89 88

ISBN 3-473-51.571-X

Die Geschichten der 101 Tage von James Krüss

Der Band „Timm Thalers Puppen oder Die verkaufte Menschenliebe“ ist der elfte im großen Krüss-Zyklus „Die Geschichten der 101 Tage“ und erzählt die Geschichten vom sechzigsten bis sechundsundsechzigsten Tag. Der ganze Zyklus „Die Geschichten der 101 Tage“ umfaßt 17 Bände, die alle in gleicher Ausstattung erscheinen:

RTB 1561 Sommer auf den Hummerklippen
RTB 1562 Gäste auf den Hummerklippen
RTB 1563 Mein Urgroßvater und ich
RTB 1564 Mein Urgroßvater, die Helden und ich
RTB 1565 In Tante Julies Haus
RTB 1566 Sturm um Tante Julies Haus
RTB 1567 Timm Thaler oder Das verkaufte Lachen
RTB 1568 Nele oder Das Wunderkind
RTB 1569 Freunde von den Hummerklippen
RTB 1570 Paquito oder Der fremde Vater
RTB 1571 Timm Thalers Puppen
RTB 1572 Der Leuchtturm auf den Hummerklippen
(März 1988) RTB 1573 Die Glücklichen Inseln hinter dem Winde
(Mai 1988) RTB 1574 Signal Molly oder Die Reise auf der Kuh (Juli
1988) RTB 1575 Amadito oder Der Kleine Junge und ich
(September 1988) RTB 1576 Weihnachten auf den Hummerklippen
(November 1988) RTB 1577 Abschied von den Hummerklippen
(Januar 1989)

Ravensburger Taschenbücher